BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolff, Oskar Ludwig Bernhard,

Die Reise ins Blaue von Plinius dem Jüngsten ; illustrirt von Tony Johannot

Leipzig 1846

L.eleg.m. 833 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10577173-0

eleg, m, 833 f

Die

Reise ins Blaue

von

Plinius dem Jüngsten

illustrirt von

Tony Johannot.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1846.

102

Die

Reise ins Blaue

von

Plinius dem Jüngsten

illustrirt von

Tony Johannot.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1846.

102. D.

L. eleg. m. 833 f

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

102 Ga

Die Reise ins Blaue.

Inhalt.

Seite

Einleitung. 1

I. Kapitel. 7

Vom Reisen und von der Liebe. Charakteristik des Helden dieses wahrhaftigen Märchens. Definition von der wahren Freiheit, die jedem Fräulein gefallen wird, die Definition nämlich.

II. Kapitel. 10

Von Franz und Marie, Frau Forster und Major von Horn, nebst einigen Notizen aus der Geschichte der Poesie oder einem Catalogue raisonné poetischer Heldinnen.

III. Kapitel. 17

Der Major von Horn.

IV. Kapitel. 24

Wie Franz ganz beschneit nach Hause geht und nachdenkt. Betrachtungen über Tagebücher.

V. Kapitel. 30

Aus Franzens in Prosa geschriebenem Tagebuche. Album eines Mannes, der sich verheirathen will.

VI. Kapitel. 39

Eine von des Majors langen Geschichten.

VII. Kapitel. 57

Ein Auto da Fé. Allerlei andere schauerliche und merkwürdige Dinge und Begebenheiten.

VIII. Kapitel. 60

Wer Walter eigentlich war und warum man abreist, wenn man bleiben sollte.

IX. Kapitel. 65

Maria's Klage.

X. Kapitel. 68

Reue, Mondschein, die Alte in der Hütte und ein Waldmärchen, nebst einigem guten Rath.

Seite

XI. Kapitel. 77
Weitere seltsame Abenteuer und noch seltsamere Abenteuerer. Die Zukunft des deutschen Volkes und der deutschen Poesie.

XII. Kapitel. 87
Was die Menschen Liebe nennen. Walter's Glaubensbekenntniß. Der unglückliche Schäfer.

XIII. Kapitel. 94
Von den Mitteln wider die Liebe nebst tiefer Weisheit eines Schulmeisters, mit der aber der geneigte Leser nicht heimgesucht wird.

XIV. Kapitel. 97
Die Geschichte vom kleinen Hiob und der schönen Blandina.

XV. Kapitel. 111
Ein Trinklied mit Chor. Walters Betrachtungen über Hiob's Geschichte und was weiter noch verhandelt wurde.

XVI. Kapitel. 116
Wie, was und weshalb der Held dieses wahrhaften Reisemärchens träumt.

XVII. Kapitel. 120
Visionen der anderen Seelenhälfte, nebst Abdrücken eines Traumdaguerreotyps.

XVIII. Kapitel. 122
Traum der ganzen Seele.

XIX. Kapitel. 125
Höchst unangenehmes Erwachen. Der Esel der Scholastiker. Kinder und Sterne.

XX. Kapitel. 133
Was davon kommt, wenn man sich seinen Träumen überläßt.

XXI. Kapitel. 135
Ein alter Bekannter und alte Gedanken.

XXII. Kapitel. 138
Ein neuer Bekannter und zwar ein höchst seltsamer.

XXIII. Kapitel. 138
Geschichte des Mannes mit dem großen Hute.

XXIV. Kapitel. 151
Der Hirnlose wird im Bunde der Dritte, nachdem er Einiges von seinen Weltanschauungen mitgetheilt hat.

XXV. Kapitel. 156
Reiseabenteuer und Reisebetrachtungen.

XXVI. Kapitel. 158
Weitere Erfahrungen und Betrachtungen.

Seite
XXVII. Kapitel. 161
Ein Tag in London.
XXVIII. Kapitel. 168
Fernere Reise-Erfahrungen.
XXIX. Kapitel. 171
Ein italienischer Räuber.
XXX. Kapitel. 174
Sitten und Politik.
XXXI. Kapitel. 175
Meeresfahrt.
XXXII. Kapitel. 179
Sturm.
XXXIII. Kapitel. 182
Wunderbare Rettung.
XXXIV. Kapitel. 185
Das Leben ein Traum.
XXXV. Kapitel. 189
Hochzeit und Schluß.

Illustrationen.

1. Der Major reichte ihm Hut und Stock hin. 16
2. Franz bemerkte, daß er unterwegs ganz beschneit worden. 24
3. Langsam richtete sie die Augen auf ihre engelgleiche Tochter. 32
4. Reiseleiden. 34
5. Reiseleiden. 34
6. Es soll mein Erstes sein, zu dem Major zu gehen. 35
7. Ich werde mich der Geliebten zu Füßen werfen. 35
8. Dann wird sie sich auch schmücken. 35
9. Wir werden zusammen in die Kirche gehen. 37
10. Wir wollen den längsten Weg einschlagen. 37
11. Die gute Mutter wird uns wohlwollend empfangen. 37
12. Wir setzen uns behaglich an den Theetisch. 37
13. Verbrennt! denn Ihr habt mich unglücklich gemacht. 57
14. Der finstere Anblick weckte tausend Erinnerungen in mir. 58
15. Der Wächter auf dem alten Thurm stieß zwölf Mal in sein Horn. 59
16. Walter aber schien so entstellt. 59
17. Walter war der beste und der traurigste Junge. 60
18. Sie sang gleichsam prophetisch. 65

Seite
19. Wie glücklich sind die Blumen in den Gärten. 70
20. Sie scheinen die Königinnen des Gartens zu sein. 73
21. Es begegneten uns drei nicht anmuthig aussehende Individuen. . . . 77
22. Walter zeigte mir ein anmuthiges Paar. 87
23. Hiob zog seine Glocke wie ein Verzweifelter. 104
24. Blandine erschien auf der Schwelle. 108
25. Walter starrte mich an und sagte kein Sterbenswörtchen. 111
26. Sie saß unter unserem Lieblingsbaum und weinte. 117
27. Ich sah Sie lustig am Arme eines jungen Mannes. 117
28. Einen Augenblick später saß er bei seinem eigenem Leichnam. 120
29. Eine unendliche Reihe wunderlicher Gestalten kam gezogen. 120
30. Dorthin müßt Ihr ziehen — nicht dahin. 124
31. Sie führte mich eines Abends an das Fenster. 129
32. Ach! die himmlischen Tage, wo wir Vergißmeinnicht pflückten. . . . 134
33. Ich begab mich nun zu dem elegantesten Schneider. 134
34. Der Schuster that sein Möglichstes an mir. 134
35. Auf den Trümmern sahen wir den Schäfer sitzen. 135
36. Greise und Kinder jammerten und weinten. 137
37. Ich sah sie alle Tage nähen, sticken und stricken. 142
38. Demgemäß versah ich mich mit einem Stricke. 143
39. Gib mir mein Gehirn wieder. 146
40. Ich trat zu einer in politischer Unterhaltung begriffenen Gruppe. . 148
41. Ariadne, die dem Fels ihr Leiden klagte. 153
42. Angelika und Medor. 154
43. Die Kinder schrien und die Hunde heulten. 157
44. Circe, welche die Menschen in Thiere verwandelte. 157
45. „Sie irren sich" sagte eine junge hübsche Engländerin. 162
46. Lange folgten wir mit den Blicken den Segeln. 178
47. Ein Donnerschlag antwortete ihm. 181
48. Ich bringe Ihren Frack, Herr Franz. 184
49. Ich blieb eine Zeitlang zwischen Wachen und Schlafen. 186
50. Unsere Hochzeit war prächtig. 189

Die Reise ins Blaue.

Einleitung.

Wir wollen abreisen.

Allerdings wäre es sehr schön und nicht minder paßlich, geliebter Leser, wenn ich Dir sagte, warum wir reisen, wohin wir gehen und weshalb es für mich wünschenswerth ist, daß Du die Reise mit mir machst.

Dies ungewöhnliche Vertrauen könnte aber möglicher Weise gefährlich werden.

Warum reist man überhaupt? Wol nicht blos, um sich des unbestreitbaren Vortheils der Luft- und Ortsveränderung zu erfreuen, sondern auch vorzüglich, um Unvorhergesehenes zu erleben und mit dem Zufall — versteht sich in allen Ehren — zu liebäugeln?

Würde Dir also nicht das Wenige, das ich Dir über unsere Reisepläne mittheilen könnte, schon im Voraus den größten Genuß verderben,

die Freude überrascht zu werden nämlich? Würde man überhaupt irgendwo hingehen, wenn man ganz genau wüßte, wo man eigentlich hinkommt?

Du siehst es, geliebter Leser! um Deines eigenen Besten willen muß ich schweigen. Auch schweige ich und begnüge mich damit, Dir zu versichern, daß das Reisen in jedem Falle ersprießlicher ist, als das zu Hause-Bleiben.

Glaubst Du, daß eine Reise, die ich in Deiner liebenswürdigen Gesellschaft mache, anders als angenehm sein könne? — Wir werden — ohne die Ehre Deiner Begleitung zu vergessen — den doppelten Gewinnst jeder Reise haben, die Freude der Abfahrt und die der Heimkehr. Zwei Freuden, die wahrlich nicht freudlos sind und innerhalb dieser beiden noch außerdem alle jene kleinen ergötzlichen Abenteuer, an denen es vernünftigen und verständigen Reisenden gar nicht fehlen kann.

Ich bringe nicht einmal in Anschlag, lesender Freund, daß ich hoffe, Du werdest gut mit mir fahren, ohne Hindernisse, ohne Dich zu ärgern, ohne umzuwerfen, ohne zu viele Worte und zu große Kosten (wenn man davon überhaupt reden darf), ja selbst ohne von der Kälte zu leiden, vorausgesetzt, daß Deine Fenster wohl verwahrt sind und Dein Ofen gut versorgt. — Wir gehen gleich an das Ende der Welt, das versteht sich; ja vielleicht sogar ein Bischen nach einer anderen, wenn es Dir Spaß macht.

Und das Alles — bedenke wohl! ohne daß Du Deine allerliebsten Kinder — wenn Du welche hast — zu verlassen brauchst. Sie sind nirgends zu viel, und hier am Allerwenigsten. Auch von Deinen Freunden, die Dich lieben, und von Deinem Ofen, den Du liebst, kurz von Nichts, was Dir gefällt oder Dich zurückhält, weder von Diesem noch von Jenem, dessen Namen Du besser weißt als ich, bist Du genöthigt, Dich zu trennen.

Abreisen und doch zu Hause bleiben; zu Hause bleiben und fortreisen, das ist die Aufgabe, die wir, so es Dir recht ist, versuchen wollen, mit einander zu lösen.

Wenn man es so haben kann, wer reist da nicht! Es ist so hübsch, zu reisen und kann so neu sein! Und wer bliebe nicht daheim? Es ist so süß, zu Hause zu bleiben — und so leicht.

Aber wozu bei einer so vernünftigen Sache noch Gründe aufsuchen wollen, die vielleicht nicht so vernünftig und dennoch nicht minder gut sein können?

Es handelt sich darum, zu reisen. Reisen wir also, selbst auf die Gefahr hin, nicht zu wissen, ja sogar niemals zu erfahren, warum wir eigentlich uns auf die Reise begeben haben.

Eine bessere Reisegesellschaft, als die Deinige, kann es nicht geben, Freund Leser! Also, in Gottes Namen, vorwärts! — Wir werden ein herrliches Tagebuch führen, und ich sehe schon im Geiste schöne Augen, vielleicht für Dich die schönsten, sich darin vertiefen.

Wie angenehm, wenn diese schönen Augen
Mit Dir, in Dich zugleich sich mild versenken,
Aus Deinen Zeilen Lust und Freude saugen,
Und wo Du an sie dachtest, Dein gedenken.

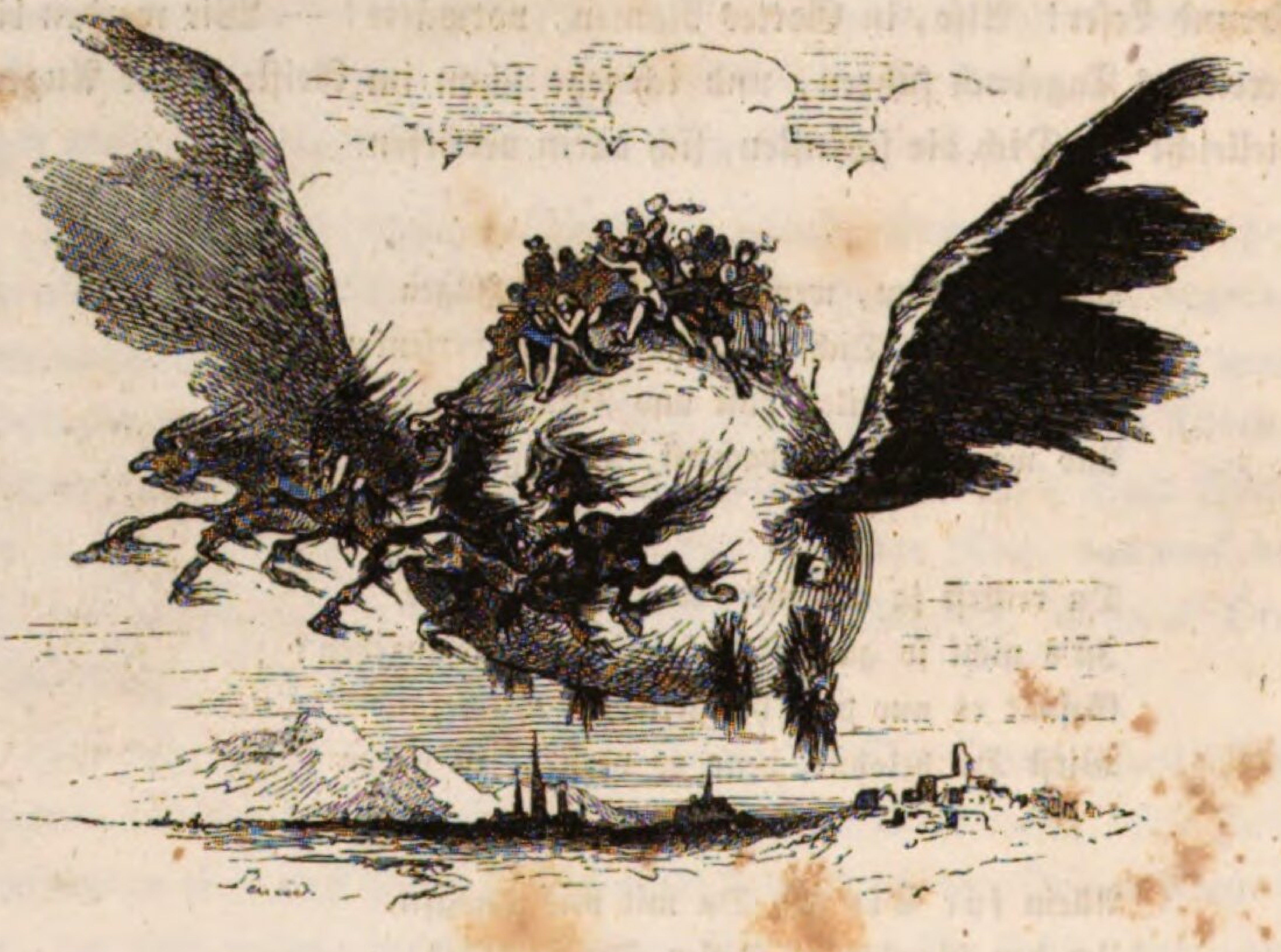
Du reistest ja mit mir; was ich beschreibe,
Ist's nicht so gut, als hättest Du's geschrieben?
Gefällt es nur dem heißgeliebten Weibe,
Wirst Du belohnt, denn es versteht zu lieben.

Allein für Sie bist Du mit mir gezogen,
Um den Gewinn zu Füßen Ihr zu legen;
Du trotzest mit mir sturmgepeitschten Wogen,
Begleitest mich auf ungebahnten Wegen.

Als Held Ihr fern, als Liebender zur Seite,
Ihr gegenüber und auf fremden Meeren,
So zieht Sie mit Dir ängstlich in die Weite,
Doch fließen dieser Trennung keine Zähren.

Sie wird gar manches Neue Dir erzählen,
Das Du erlebtest und bisher nicht kanntest,
Gar Manches sich zu Schmuck und Freude wählen,
Das fremd Dir blieb und Du Ihr selbst doch sandtest.

Nur diese Blätter brauchst Du Ihr zu bringen,
Um an dies größte Wunder selbst zu glauben. —
Fort! Hörst Du nicht des Posthorns freudig Klingen,
Die Peitschen knallen und die Pferde schnauben?



Die

Reise ins Blaue.

Jede Art des Reisens siehst du Leser abgebildet hier,
Wasser, Wagen, Dampf, Roß, Füße tragen dich zum fernsten Raum;
Zwei allein sind nur vergessen und die eben wählen wir:
Uns're Rosse sind Gedanken, unser Wagen ist der Traum.
Darum sind vor allen Andern wir zum Reisen die Bereitesten
Und wir kommen, glaube mir, auch vor Allen noch am Weitesten.

Erstes Kapitel.

Vom Reisen und von der Liebe. Charakteristik des Helden dieses wahrhaftigen Märchens. Definition von der wahren Freiheit, die jedem Fräulein gefallen wird, die Definition nämlich.

Es war einmal ein trefflicher, seelenguter junger Mensch, der Alles konnte, nur nicht lange an einem und demselben Orte aushalten. Das war sein einziger Fehler; aber jeder Fehler, und wäre er noch so gering, wird riesengroß, wenn sich der böse Feind darein mischt, und der † † † mischt sich leider heut zu Tage in Alles.

Unser Held hatte so zu sagen die Natur eines Wetterhahns: seine Launen trieben ihn nach allen zwei und dreißig Winden der Rose, als ob es der Wind selbst gewesen wäre, der ihn trieb.

Die Spanier nennen das, glaube ich, einen andantesken Humor, was Aegidius Albertini seiner Zeit mit landstörzerisch übersetzte.

— „Nur da wo man nicht ist, befindet man sich wohl" — pflegte er zu sagen. — Und alsbald reiste er ab.

Die Erde war für ihn eine glatte Eisfläche, auf der es ihm nicht gelingen wollte, einen festen Standpunkt zu finden. Kam er auch nicht aus China oder Peru, so kam er doch aus Treuenbrietzen zurück.

Kurz er hatte eine wirkliche Reisewuth, und diese Reisewuth hatte wiederum ihn schon mehr als ein Mal von einem Ende der Welt zum anderen geführt und zurückgebracht. Da die Welt aber, wie weit man auch gehen möge, doch endlich ein Ende nimmt, so muß man immer einmal um- und also zurückkehren. Den Beweis dafür liefert unser Held, der gerade in dem Augenblicke, wo dieses wahrhafteste aller Märchen beginnt, zurückgekehrt war, und zwar mit dem festen Entschlusse, nie wieder fortzureisen.

Er war nämlich verliebt.

Beklage ihn nicht: lieber Leser! Nicht Jeder ist verliebt, der es sein möchte. Auch beweist dies, nach meinem unzielsetzlichen Dafürhalten, daß er weder sein gutes Herz noch seine gesunde Vernunft auf der Heerstraße gelassen hatte.

Was würde aus Einem werden, wenn man nicht liebte?

Im Vorübergehen will ich noch bemerken, daß ihm, wenn er auch, wie jeder Reisende, sein einäugiges Roß gegen ein blindes, sowie sein Gold gegen Silber vertauscht, und zwei Hasen zugleich gehetzt, ohne je einen einzigen zu erwischen, demzufolge aber sein väterlich Erbtheil geschmälert hatte — dennoch genug geblieben war, obwol nicht, um von Neuem zu reisen, doch um anständig und sorgenfrei zu leben. Diese Notiz ist weder unnütz noch überflüssig, mein gnädiges Fräulein, denn

ich habe die Ehre, Ihnen bemerken zu müssen, daß unser Held im Begriff steht, sich zu vermählen, und daß er heute Morgen erst das Brautkleid für seine Verlobte gekauft hat.

Dadurch wird die Sache interessant, nicht wahr?

Ja, aber Ihr Held hört auf, es zu sein — antwortete die Gnädige etwas ungnädig.

Mit einer stummen Verbeugung fahre ich fort.

„Ich habe meine letzte Reise gemacht", sagte er zu mir, als er mir diese gute Nachricht mittheilte. „Wahrlich" — setzte er hinzu — „die wahre Freiheit ist, an das gefesselt zu sein, was man liebt."

— „Bester Freund!" — erwiederte ich — „ich gratulire Dir von Herzen; ich glaube, Du hast Recht", sagt doch ein uns Beiden wohlbekannter Poet, was wir hier als eine moralische Betrachtung über das erste Capitel einverleiben wollen:

Bedenkt es wohl, moderne Freiheitsjäger,
Die Ihr so oftmals schosset in die Luft,
Und hastig, weil die Menge desto träger,
Eu'r Bischen Witz und Pulver rasch verpufft:

Ihr habt, was wahre Freiheit sei, vernommen,
Was sucht Ihr sie noch thöricht draußen nun?
Ihr seht, sie muß von selber zu Euch kommen
Und wie ein Glück in Eurem Schooße ruhn.

Liebt nur und laßt Euch von der Liebe binden,
Dann seid Ihr frei, selbst bei der strengsten Pflicht.
In wahrer Liebe ist allein zu finden,
Was uns zum Leben nöthig: Luft und Licht.

Und sprudelte Euch selbst der Freiheit Quelle,
Sie labt Euch nicht, wenn Liebe Euch gebrach;
Kennt Ihr das Wort vom Erz und von der Schelle,
Das einst der reinste Freund der Freiheit sprach?

Zweites Kapitel.

Von Franz und Marie, Frau Forster und Major von Horn, nebst einigen Notizen aus der Geschichte der Poesie oder einem Catalogue raisonné poetischer Heldinnen.

Der junge Mann hieß Franz.

Seine Braut hieß? — Ja, das weiß ich wirklich selbst nicht. — Wenn es Dir recht ist, lieber Leser, so wollen wir ihr den Namen Deiner Geliebten geben. — Aber wie? Du hast noch keine oder keine mehr! Nun so wähle unter den folgenden Namen denjenigen, der Dir am Besten gefällt. Soll sie Gretchen oder Laura, Klärchen oder Beatrice, Lotte oder Thekla, Heloïse oder Luise heißen. Wir können sie auch Fanny nennen oder Julia, Lisbeth oder Thyrza, Eleonore, Stella, Eliza.....

Du siehst mich verwundert an und fragst mich, woher ich alle diese Namen geholt habe, die Dir sämmtlich entweder gesucht oder unpassend erscheinen. „Wer wird denn eine Lisbeth lieben und nicht wenigstens Elisa oder Betty daraus machen, wenn er nur ein Bischen zartes Gehör im Herzen hat" — bemerkst Du. — Lieber! Elisa ist bekanntlich das Weib, wie es sein soll, von C. A. Fischer, der zugleich Gott und dem Teufel diente. Ein Weib, wie es sein soll, wird aber kein vernünftiger Mann lieben, das hält er auf die Länge unmöglich aus, denn ihre übermäßige Tugend ist, wie alles Uebermäßige in der Welt, schlimmer als Sünde, wenigstens langweiliger. Auch klingt Elisa so sentimental, und die Sentimentalität haben wir Gottlob in Deutschland endlich ein Bischen

abgeschüttelt. Gegen Betty habe ich dagegen Nichts weiter einzuwenden, als daß kein großer Poet seine Auserkorene in seinen Poesien je unter diesem Namen verherrlichte, während der Name Lisbeth von einem leider zu früh von der Erde geschiedenen Dichter wahrhaft verherrlicht worden ist. — —

„Also, die oben angeführten Namen gehören sämmtlich Heldinnen der Poesie an?“ unterbrichst Du mich von Neuem.

Ich brauche Deinen Scharfsinn nicht erst zu bewundern, lesender Freund, denn er war mir längst bekannt, und ich habe seit dem Beginne dieses Märchens fest darauf gerechnet, ja, ich bin sogar nicht ohne Furcht, daß Du mitunter zu scharfsinnig sein werdest und Dinge herauslesen, an die ich gar nicht gedacht. Es ist dies einmal der Fehler der lesenden Welt, Publicum genannt, als deren Repräsentanten ich Dich verehre. Doch, um uns nicht zu erzürnen, denn wir haben noch eine hübsche Strecke mit einander zu durchwandern, will ich es lieber Neigung oder Leidenschaft nennen, einem armen Autor Dinge unterzulegen, die gar nicht in seinen Zeilen stehen und die ihm selbst am Wenigsten in den Sinn kamen, als er sie niederschrieb. — Allein um wieder auf jene Namen und Deine Fragen zu kommen. — Allerdings; auch wirst Du Dich ihrer gewiß erinnern, denn Du hast ohne Zweifel Goethe's, Petrarca's, Dante's, Schiller's, Rousseau's, Byron's, Tasso's, Swift's, Sterne's und anderer berühmter Dichter Schriften gelesen, und kennst daher die von ihnen gefeierten Frauen.

Du antwortest wie Molière's Monsieur Jourdain: „Ja wohl, aber thu', als ob ich sie nicht kennte.“

Nun denn, da Du es befiehlst; nur nimm es nicht übel. Ich erlaube mir blos, sie Dir nochmals vorzustellen, unter der Voraussetzung, daß Du sie vielleicht mit anderen Augen angesehen, als ich, und daß wir durch diesen Tausch der Ideen Beide gewinnen müssen. Ich beginne demnach wie folgt, bemerke aber vorher noch, daß Du selbst Schuld bist, wenn ich zu sehr in den Lehrton verfalle, und bitte Dich, mich zu unterbrechen, sobald es anfängt, Dir Langeweile zu machen.

Gretchen war bekanntlich Goethe's erste jugendliche Neigung; er noch ein halber Knabe, sie ein verständiges Mädchen, das an dem Sohne guter Eltern ein mehr schwesterliches oder halb mütterliches Wohlgefallen fand und ihn vor bösen Dingen zu bewahren suchte. Als er das später erfuhr, war es freilich mit der Neigung aus, aber er bat sie doch zu Gevatter bei der holdesten, echt weiblichen Tochter, die er mit der Muse zeugte, als er die Geschichte der Menschheit in seinem Faust dichterisch wieder erschuf.

Laura war Petrarca's platonische Geliebte und muß eine höchst verständige Dame gewesen sein, denn sie ließ ihm auch nicht die mindeste Gunst zu Theil werden. Die Frau handelte höchst vernünftig, vielleicht instinctmäßig, denn Petrarca gehörte eigentlich, troß seinen schönen Versen, zu den kalten Naturen, und solche Naturen bringen es wol so weit, eine Frau zu beschreiben, aber nie so weit, sie zu beglücken.

Klärchen, lieber Leser, ist Dir aus Egmont vollkommen bekannt, und daß Beatrice Dante's Geliebte war, bei deren erstem Anblick ein neues Leben in ihm begann und die ihn durch sein ganzes inneres Leben begleitete, weißt Du auch, und sollte es Dir entfallen sein, was fast unmöglich ist, wenn Du ein patriotischer Sachse bist, so lies, was ein großer deutscher Dichter, Uhland, von ihm gesungen hat, der sein herrliches Gedicht mit den Worten schließt:

Ja! mit Fug wird dieser Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'sche Liebe
Sich zu himmlischer verkläret.

Von Lotten und Thekla Dir zu reden, wäre eine Beleidigung; denn einen Deutschen, der sie nicht kennt, gibt es wol nicht.

Heloïse war des egoistischen Abälard unglückliches Weib. Wie groß steht sie ihm gegenüber da: sie ganz Liebe, ganz Hingebung, ganz Gehorsam, bis an ihr Ende voll tiefer, sehnsüchtiger Glut, die selbst vor dem Altare des Herrn sie mit Flammen umgab; er kalt, berechnet, ohne

Hingebung, immer ihr Erzieher — zum Guten wie zum Bösen —, nie wirklich sie aus innerster Seele liebend. Arme Heloïse! Mit welcher tiefen Wahrheit sagte sie in einem wirklich von ihr geschriebenen (nicht in dem von Pope, Colardeau und Bürger auf breite Weise nachgebildeten) Briefe von sich —; doch Lateinisch liegt es Dir wol zu fern, ich will es Dir also anführen, wie es ein sehr genauer und daher zu Zeiten von mir streng getadelter Bekannter treu, obwol auch in poetischer Form, übertrug:

Gott weiß es, du nur warst es, den ich suchte!
Nichts wollte meine Liebe sonst erfassen.
Ob, der mir Vater war, mich auch verfluchte,
Ich hätte nimmermehr von dir gelassen.

Nichts konnte meine Sehnsucht nach dir stillen,
Nicht Lust noch Glanz, vor dir mußt' Alles schweigen.
Ich hatte weder Eigenthum noch Willen,
Denn was ich hatte, war dir Alles eigen.

Mich reizte nicht der Name Weib; nur lieben
Wollt' ich dich, Einziger! vor dir mich beugen. —
Unwandelbar bin ich mir treu geblieben,
Deß ruf ich dich, o Abälard, zum Zeugen!

Du hast das in dem Briefe nicht vergessen
Und meiner Gründe viele dort berichtet,
Die selbst, nachdem du mich schon ganz besessen,
Dir zu entsagen, strenge mich verpflichtet.

Allein die stärksten hast du doch verschwiegen,
Die mich bewogen, dir mich hinzugeben:
Durch Liebe selbst die Ehre zu besiegen
Und keinen Glanz zu fordern von dem Leben.

Gott ruf' ich an, wenn mir vom Herrscherstuhle
Die Krone Cäsar legte selbst zu Füßen,
Sollte die Welt doch nur als deine Buhle
Und nimmer mich als Kaiserin begrüßen.

Neben dieser tief glühenden und doch so wahren und echten Heloïse kommt nun zwar die Luise, des Pfarrers Tochter zu Grünau, dieses Ideal aller sich nach dem Ehestande sehnenden Schulmeisterstöchter und als Hauslehrer fungirenden Candidaten nicht auf; aber freilich gehört diese breite deutsche Häuslichkeit, deren Homer der Altmeister Voß war, einer Zeit an, wo die Mehrzahl der Deutschen das Beste that, was sie thun konnte, nämlich Schlafmützen zu tragen, Tabak aus langen weißen holländischen Pfeifen zu rauchen, für den Mond zu schwärmen und häuslich zu sein. Eine so leidenschaftlose Periode bringt keine Heloïsen hervor.

Ob Du die Fanny noch kennst, ist die Frage, theuerer Leser; es müßte denn sein, Du hättest in deinen Schülerjahren Dir einmal in den Kopf gesetzt, eine deutsche Ode machen zu wollen, und zwar im allerantiksten Versmaße, wodurch sie denn nichts weniger wurde als deutsch. Bei dieser Gelegenheit schlugst Du nun unseres großen Klopstock Werke auf, den jetzt die Franzosen studiren, unsere Jugend aber kaum dem Namen nach kennt, und da fandest Du, daß Fanny des Dichters erste oder eigentlich künftige Geliebte war, der er aber blos eine Anweisung auf seine Unsterblichkeit, anstatt auf ein Liebeleben der Gegenwart ausstellte, denn er beginnt die Ode an Sie bekanntlich mit den Worten: „Wenn ich einst todt bin.“ — So poetisch oder so klug warst Du indessen schon damals, daß es Dir nicht einfiel, Deiner Geliebten Herz rühren zu wollen mit Betrachtungen über Deinen und ihren Tod, in denen Du verlangt, daß sie jenseits den Wechsel, den Du auf ihre Neigung zogst, honorire, da sie ihn hienieden protestiren ließ, und Du wundertest Dich daher, daß ein so bedeutender Dichter so geschmacklos sein konnte, das zu erfinden, und ein ganzes großes Publicum noch geschmackloser, es für schön zu halten.

Aber wir kommen doch am Ende zu weit von Franz und seiner Braut ab; ich will es also Deinem Scharfsinn überlassen, Dir selbst ein Charakterbild von Rousseau's neuer Heloïse und Romeo's treuer Gattin, die Beide Julia hießen, von Lisbeth, der wahren Jungfrau im ganzen Heiligenscheine ihrer bewußten Unschuld, einem Wesen, das Immermann erst schuf, als ihn selbst im Mannesalter die tiefste Liebe erfaßt hatte; von Byron's schöner, unglücklicher Türkin Thyrza, von Tasso's Eleonore, von der ich übrigens nicht glaube, daß sie je eine Neigung für den Dichter des verlorenen Jerusalem empfunden; von Swift's unglücklicher Stella und von Sterne's affectirter Eliza zu machen und lieber mit Dir zu unserem Paare zurückkehren.

„Wir wissen aber noch nicht, wie sie heißt" — bemerkst Du.

Was thut das? Indessen, wenn Du nichts dagegen hast, so wollen wir sie Maria nennen. Das ist ein so hübscher Name, und Du findest fast keine Nation, die ihn nicht gefeiert hätte und irgend eine Heldin aufzeigen könnte, die so geheißen. Es ist eine alte Bemerkung, daß nicht jeder Name zu jedem Menschen paßt, und am Wenigsten zu jedem Mädchen, obwol die Verkehrtheit dieser Welt gar oft schon mit dem Namen beginnt, den die lieben Eltern dem neugeborenen Kindlein in der Taufe beilegen lassen. Denke Dir einmal eine Mathilde, die Wasser holt und die Stuben scheuert; eine Aurelie, die Putz macht, und eine Cäcilie, die Schuhe einfaßt, und doch sind dergleichen Exemplare so übermäßig selten eben nicht unter dem Monde.

Dagegen Maria, das ist ein Name, der paßt für Jede, möge sie auf einem Throne sitzen mit dem Scepter in der Hand, oder in einer Hütte mit der Spindel; sobald sie nur liebenswürdig und wahrhaft weiblich ist, steht ihr der Name gewiß gut, und alle Leute werden gern an sie denken, wenn sie ihn aussprechen, und ihn gern aussprechen, wenn sie an sie denken. Es liegt ein Zauber darin.

Wenn ich Dir nun sage, daß Maria einer jener zarten Blumen glich, mit der leider die deutschen Poeten so viel Unfug getrieben haben, einem Veilchen nämlich, und daß sie Franz liebte, wie Franz sie liebte,

und daß sie ihn schon geliebt hatte, noch ehe sie wußte, was Liebe war, so bist Du gewiß damit zufrieden, daß wir sie Maria nennen.

Ich will Dir auch noch erzählen, daß wir uns mit Franz in das Haus der vortrefflichen Frau Forster, der Mutter Mariens, begeben haben, daß der Abend schon ziemlich vorgerückt und noch obendrein ein Winterabend ist, und daß Franz, nachdem er auf jede erdenkliche Weise sein Fortgehen verzögert, sich endlich doch genöthigt gesehen, aufzustehen und nochmals „Lebewohl, auf Wiedersehen Morgen" seiner Braut, ihrer Mutter und dem Major Horn, dem alten Freunde der Familie, zu sagen.

Ferner will ich noch hinzufügen, daß, obwol Alles den besten Anschein hatte, doch Manches nicht so war, wie es hätte sein sollen. Franz that nämlich, als könne er seinen Hut nicht finden; es wurde ihm so schwer, zu scheiden; der Major reichte ihm Hut und Stock hin und sah ihn zugleich mit einem unruhigen und mistrauischen Blicke an. Die sonst so still heitere Maria aber schien traurig zu sein.

Der Major reichte ihm Hut und Stock hin.

Drittes Kapitel.

Der Major von Horn.

Hier siehst Du ihn, lieber Leser, wie er Franz Hut und Stock reicht.

Der alte Major von Horn war ein sonderbarer, eigenthümlicher Mann. Wer ihn so sah, in seiner steifen militairischen Haltung, mit der Frisur, wie sie in den letzten Lebensjahren Friedrich's des Großen bei manchen deutschen Truppen üblich war, der mußte glauben, er sei im Garnisondienste irgend eines kleinen deutschen Reichsfürsten ergraut und habe in seinem ganzen Leben weiter Nichts gethan, als die Wache vor dem Pallaste Serenissimi bezogen und Bauerlümmel zu Vaterlandsvertheidigern dressirt. Und doch war dem nicht so. — Dieses starre, eingetrocknete mumienartige Gesicht war von der heißen indischen Sonne so ausgedörrt, von den eisigen Winden des Nordens so verhärtet worden; einst aber hatten tiefe, warme Empfindungen es beseelt und belebt. Diese lange, steife, magere Gestalt, unverwüstlich, wie von Eisen, war in ihrer Jugend berühmt durch ihre Gewandtheit, denn der Major hatte, als er noch Leutnant hieß, für den kühnsten und sichersten Reiter, den unverwundlichsten Fechter und den besten Schwimmer gegolten. — Und unter dem alten altmodischen Dienstrocke schlug ein noch älteres und ein noch altmodischeres Herz, ein Herz voll echter Liebe und Menschenfreundlichkeit, ein Herz voll Treue und Wahrheit, kurz ein Herz, wie man es jetzt nur selten findet.

Es war ein sehr bewegtes Leben, das er geführt, der gute Major. Aus einem alten adeligen, reichsunmittelbaren Geschlechte abstammend, aber ein jüngerer Sohn, hatte er allerdings seine Jugend als Page im Dienst eines kleinen Fürsten zubringen müssen, und war, da dieser sehr auf eine Garde von großen Leuten hielt, sobald sich seine Figur so vortheilhaft in der Länge entwickelte, schnell zum Leutnant in besagter Garde avancirt. Der Erbprinz war darauf sein genauer Freund geworden, so weit nämlich Erbprinzen überhaupt genaue Freunde werden können, und hatte sich ihn als Begleiter und Adjutant bei einer Reise nach Paris von seinem durchlauchtigsten Papa ausgebeten. In Paris ging es dem Prinzen, wie es so manchem Prinzen schon daselbst gegangen ist: er verwickelte sich in viele gefährliche Verhältnisse, aus denen ihn Horn durch seine Klugheit und seinen Muth jedes Mal rettete. Eines Tages aber war es ihm unmöglich geworden, ein Duell von dem Prinzen, dem es auch keinesweges an Bravheit fehlte, abzuwenden oder für denselben auszufechten; der Prinz fiel von einem Degenstoße durchbohrt und Horn, dem allein die Schuld beigemessen wurde, fiel auch, aber nur in Ungnade, und wurde auf der Stelle verabschiedet. Dadurch zerschlug sich seine bevorstehende Vermählung mit einer Hofdame der Fürstin, welche er auf das Innigste liebte, und die schwach genug war, ihren vornehmen Zofendienst der Verbindung mit einem redlichen, aber gekränkten Manne vorzuziehen. Er trat nun unter das holländische Militair und verließ Europa mit seinem Regiment. Lange Jahre brachte er auf den überseeischen holländischen Besitzungen zu, bald mit den Engländern, bald mit den Eingebornen im Kampfe. Als er endlich zurückkehrte, war die französische Revolution schon bis zum Consulate Bonaparte's vorgerückt, und die Niederlande standen bereits, wenn auch nicht öffentlich, unter französischer Botmäßigkeit. Horn fand nun, daß er, obwol so eben aus einer strengen Schule der Erfahrung entlassen, doch Vieles aus dem Buche des Lebens zu lernen versäumt habe, und beschloß daher, als ein fleißiger Schüler der lebendigen Weltgeschichte, dies emsig nachzuholen. Die neuen Ideen, die sich damals so gewaltsam Bahn gebrochen, ergriffen ihn und erschütterten sein innerstes Wesen, allein er

hatte zu viel zu lernen, so daß es ihm nie gelang, die Gegenwart einzuholen, und er immer ungefähr eine Stunde hinter dem Heute zurückblieb. Dies war die Ursache, daß er sich durchaus nicht in die Welt finden konnte und mit Allem unzufrieden ward, am Meisten mit Napoleon, der ihm immer zu rasch vorwärts eilte. Er kämpfte aber doch unter dessen Fahnen treulich mit, bis sich des Eroberers Stern zu senken begann. Schwer verwundet bei Smolensk, erhielt er seinen Abschied und ging nach Deutschland. Am Befreiungskriege nahm er, obwol wieder hergestellt und gegen Napoleon heftig erzürnt, weil er ihn nicht begriff, keinen Antheil. Er meinte, er wolle nun auch einmal vom Parterre aus ansehen, wie sich das neue Trauerspiel da oben entwickele, wo er so lange und so oft als Statist mitgespielt.

Napoleon's Sturz wunderte ihn nicht, freute ihn nicht, ärgerte ihn nicht. Er sah ganz gelassen zu und wartete ungläubig, ob die Verheißungen jener Tage in Erfüllung gingen. Er war überhaupt durch seine praktischen Studien der Weltgeschichte ungläubig geworden und hielt nicht viel von den Menschen; gar nichts eigentlich von den Männern und nur wenig von den Frauen; die letzteren hatte er nämlich nicht so genau kennen lernen, wie die ersteren; auch meinte er, er sei ihnen gegenüber befangen, weil er seine untreue Hofdame noch immer nicht ganz vergessen konnte. — Nachdem er lange bald hier bald dort gelebt, und es ihm nirgends recht hatte gefallen wollen, ließ er sich endlich, durch einen seltsamen Einfall dazu bewogen, für immer in dem kleinen Städtchen nieder, wo Maria mit ihrer Mutter wohnte. Als er nämlich einst im Buche seines Lebens blätterte, fiel ihm eine Seite in die Augen, die er lange nicht gelesen, und auf welcher etwas geschrieben stand, das ihm angenehme Erinnerungen weckte. In seinen Pagenjahren hatte er einmal im Gefolge des Fürsten einen Ausflug auf das Land gemacht und war durch das kleine Städtchen am frühen Morgen gekommen, wo noch Alles in festem Morgenschlaf gelegen. Serenissimus, der nur ausnahmsweise in der Nacht zu reisen pflegte, war im Wagen geblieben und setzte selbst einen anmuthigen Traum — ich glaube, er träumte, die Kurfürsten hätten ihn zum deutschen Kaiser gewählt — behaglich

fort. Unser armer Page hatte aber absteigen müssen, um das Umspannen zu besorgen, und schritt nun nüchtern und frierend, denn es war im Spätherbste, auf dem Markte auf und ab. Da gewahrte er plötzlich in einem Häuschen gegenüber eine Familie, die traulich um den von einer Lampe erhellten Tisch bei dem Frühstück saß. Sie bestand aus Vater, Mutter und Tochter. An das Fenster klopfen und um eine Tasse Kaffee und ein Stück Brot bitten, war bei dem kecken Pagen das Werk eines Augenblicks, und nicht ohne Gefahr, denn hätten der gnädigste Herr oder dessen ungnädiger Begleiter, der Hof- und Reisemarschall, gesehen, daß einer ihrer hochadeligen Pagen sich so weit vergessen könne, bei der Roture um einen Morgentrunk zu betteln, während Durchlaucht selber noch nichts genossen, er wäre für immer verloren gewesen. Unser Freund hatte aber nur der Stimme seines Inneren gehorcht, d. h. seines Magens, der wir Menschen überhaupt weit öfter Gehör schenken, als wir selbst glauben, und das kühne Wagniß war ihm gelungen. Freundlich hatte man ihm das Fenster geöffnet und ihm das Erbetene zugesagt, aber zugleich ihn eingeladen, in das Haus zu kommen, um so mehr, da der kühle Morgenwind unheimlich durch die Oeffnung eindrang. Das hatte er jedoch nicht gewagt. Da war aber die Tochter, ein sanftes, hübsches Kind von sechzehn Jahren, mit dem Nöthigen zu ihm vor die Hausthür gekommen, ihn mit dem warmen Trank und einem Imbiß bewirthend, und im dünnen Morgenanzuge draußen freundlich wartend, bis des armen jungen Herrn Hunger und Durst gestillt war. Einen Kuß, um den er keck gebeten, schlug sie ihm mit freundlichem Ernst ab. Gleich darauf bliesen die Postillone, und die Reise ging weiter, so daß ihm nur eben die Zeit blieb, ihr auf das Lebhafteste zu danken und sich in den Wagen zu schwingen.

Verliebt hatte sich unser Page eben nicht in die barmherzige Samariterin, aber ihr freundliches Bild sich doch fest eingeprägt und im Anfang oft an sie gedacht. Später stieg bei seinem bewegten Leben die Erinnerung an dies anmuthige Abenteuer zwar seltener in ihm auf, allein die Farben ihres Portraits wurden darum nicht schwächer, sondern standen eben so lebhaft vor seiner Seele selbst noch in Java, wo er gern

wachend von der deutschen Heimath träumte. Nie war er indessen wieder in jenes Städtchen gekommen. Als er nun nach Deutschland zurückkehrte, und es ihm weder in Berlin noch in Dresden, weder in Frankfurt am Main noch in Hamburg, kurz in keiner großen Stadt unseres lieben Vaterlandes recht behagen wollte, kam es ihm in den Sinn, es einmal in einem kleinen Städtchen zu versuchen, und bei dieser Gelegenheit fiel ihm jene artige Begebenheit wieder ein. Augenblicklich machte er sich auf und reiste hin, ohne recht zu wissen, was er dort eigentlich wolle; denn sich dort auf immer niederzulassen, daran dachte er am Wenigsten.

Als er dort anlangte, hatte er merkwürdiger Weise ganz vergessen, daß er der alte Major von Horn sei und ihm war völlig zu Muthe, wie wenn er noch der siebzehnjährige Page wäre. Dazu trug nun auch wol der Umstand, daß er in dem kleinen Städtchen nichts verändert und dasselbe, vorzüglich den ihm wohlbekannten Marktplatz, noch ganz so fand, wie er ihn vor mehr als funfzig Jahren an jenem Morgen gesehen. Ohne sich weiter zu bedenken, ging er daher auch, sowie er aus dem Wagen gestiegen war, nach dem Häuschen gegenüber, wo man ihn einst so freundlich bewirthet. In dem Häuschen wohnten aber jetzt Frau Forster und ihre Tochter. Maria öffnete ihm die Thür und war ganz verwundert, als er ihr ohne Weiteres sagte, er komme sich nochmals für den Kaffee zu bedanken, den sie ihm an jenem Morgen kredenzt. Sie verstand ihn natürlich nicht, und glaubte erst, dem alten Herrn Offizier habe entweder die heiße Sonne Spaniens oder das Eis der Beresina den Verstand verwirrt. Als aber ihre Mutter dazu kam und diese sich erinnerte, daß ihre Mutter ihr einst erzählt, wie sie als blutjunges Mädchen einmal einem hübschen Pagen ihren eigenen Kaffee gegeben, weil er im Dienste des damaligen Fürsten, der seitdem mitsammt seinem Fürstenthum längst zu seinen Vätern versammelt, so sehr gefroren, da löste sich das Räthsel und da es gerade wieder Kaffeezeit, obwol des Nachmittags war, so luden sie den alten Herrn freundlich ein mit ihnen vorlieb zu nehmen. Das that denn der Major auch und siehe da! es gefiel ihm so wohl bei den beiden Frauen und die beiden Frauen selbst ge-

fielen ihm noch weit besser, daß er eine wahrhaft väterliche Zuneigung zu ihnen faßte und beschloß, seine letzten Lebenstage in dem Städtchen zuzubringen und sie zu seinen Erben zu machen, wovon er ihnen aber noch nichts sagte. Als ein alter erprobter Soldat war er gewohnt stets rasch zu handeln und so machte er es auch hier. Noch an demselben Tage hatte er sich ein Logis in der Nähe gemiethet und sich die Kost bei der Frau Forster ausbedungen. Am folgenden Morgen bezog er die neue Wohnung und nun war Alles in Ordnung und ging seinen alten regelmäßigen Gang fort.

Den beiden Frauen wurde das neue Verhältniß sehr angenehm; sie hatten bisher einförmig, wie eine Raupe ihr Blatt, einen Tag nach dem andern von ihrem stillen Leben abgezehrt, denn ein Tag war gleich dem andern. Nun brachte die Sorge für ihren neuen Tischgenossen doch etwas Abänderung hinein und Frauen sind immer glücklich, wenn sie nur etwas haben, für das sie sorgen können; es ist eine so liebenswürdige Eigenschaft an ihnen. Mit Unrecht wirft man alten Mädchen ihre Leidenschaft für Thiere vor; sie entspringt aus derselben Quelle; wenn solche arme Stieftöchter des Himmels Menschen hätten, für die sie sorgen könnten, so würden sie die Thiere Thiere sein lassen. Marie und ihre Mutter gewöhnten sich nicht allein bald an den Major, sie liebten ihn auch eben so schnell und er verdiente es; denn er war wirklich ein liebenswürdiger Greis, der unermüdlich ihnen das Dasein erfreulich zu machen suchte, ohne ihnen unbequem zu werden. Er kam zur Mittagszeit, das einfache Mahl mit ihnen zu verzehren, ging dann bei schönem Wetter mit ihnen spazieren oder spielte Schach mit Marien, das er ihr lehrte, und begab sich darauf, wenn sie zusammen, im häuslichen Kreise den Thee getrunken, gegen Abend wieder nach seiner Wohnung, nachdem Marie ihm noch einige seiner Lieblingslieder vorgesungen. Sie hatte eine schöne, tiefe, glockenreine Altstimme, so eine Stimme, die man, möge man wollen oder nicht, immer mit dem Herzen hören muß und Alles, was sie sang, kam ihr aus der Seele. War es daher ein Wunder, daß der Major von Horn eine Neigung zu ihr faßte, als ob sie seine Tochter sei? Obendrein sah sie ja auch ihrer Großmutter ähn-

lich, wie wenn diese es selbst wäre, und das Bild der Großmutter hatte der alte Herr funfzig Jahre mit sich herumgetragen, ohne in das Original verliebt zu sein; da ist es doch wol ganz natürlich, daß er es ein Bischen in die lebendige Kopie wurde.

Für Maria trug übrigens sein Umgang den größten Nutzen. Sie war, obwol lieb und gut, in einer kleinen einsamen deutschen Stadt aufgewachsen; solchen Chrysaliden wird es doppelt schwer durch ihre Hülle zu brechen und sich frei und ganz zu entwickeln. Der Major aber erweiterte der Jungfrau engen Gesichtskreis, ohne die Heiligthümer ihrer Seele anzutasten und zu verrücken.

So lebten sie mehre Jahre sehr ruhig und glücklich mit einander. Da kam Franz von einer langen Reise zurück, sah Maria seine Jugendgespielin wieder, verliebte sich von Neuem in sie und hielt um ihre Hand an. Dem alten Horn gefiel er eigentlich nicht, denn der junge Mann schien ihm noch zu unreif und unsicher, und es war ihm bedenklich. Aber Frau Forster und Maria hatten Nichts als das Häuschen und eine kleine Pension, von der sie lebten und die mit der Mutter Tode aufhörte; des Majors Vermögen war ebenfalls nicht bedeutend. Ob sich in dem Städtchen ein zweiter Bewerber finden würde, der für die Jungfrau passe, war auch noch sehr zu bezweifeln. Am Meisten wog jedoch bei dem alten Herrn die Ueberzeugung, daß es des Weibes Bestimmung sei, Gattin und Mutter zu werden, und daß ein Unberufener da nicht müsse das Schicksal spielen wollen. Er verhielt sich also ganz passiv bei der Verlobung, aber er beobachtete Franz und je länger er ihn beobachtete, destoweniger behagte ihm derselbe, obwol er wiederum keineswegs an ihm verzweifelte.

Nun weiß der Leser, wer der alte Major ist.

Viertes Kapitel.

Wie Franz ganz beschneit nach Hause geht und nachdenkt. Betrachtungen über Tagebücher.

Des Majors forschender Blick hatte Franzen ganz bestürzt gemacht, um so mehr, als die sonst so heitere ruhige Maria auch traurig ausgesehen. Mechanisch war er daher nach seiner Wohnung geeilt und hatte erst bemerkt, daß er unterwegs ganz beschneit worden, als er sich vor seinen Ofen hingesetzt und eine Pfeife angezündet.

Er stellte nun allerlei Betrachtungen an. Ich glaube, es ist aber besser, ich lasse ihn selbst reden und höre ihm zu; oder vielmehr, ich lasse ihn selbst schreiben und lese es zu gleicher Zeit mit dem geneigten Leser; denn was nun folgt, das besitze ich von seiner eigenen Hand geschrieben in Papieren, die er mir am Abend vor seinem Hochzeittage gab. Ihr wißt, gerade wenn man sich verheirathet, besitzt man oft Dinge, die man eben so ungern bewahren wie verlieren will; diese Dinge vertraut man dann einem Freunde an, dieser vertraut sie wieder einem Freunde an und so von Freund zu Freund gelangen sie endlich bis zu Dir, geliebter Leser! Warum sollten sie das auch nicht?

Es ist also Franzens Portefeuille, das wir zusammen öffnen wollen. Ich sage Portefeuille, ich könnte auch Lebensreisemappe sagen — Album würde eben so gut passen — denn Franz hatte die Eigenheit, wenn es

Franz bemerkte daß er unterwegs ganz beschneit worden.

ihm gerade an Tinte fehlte, oder seine Federn nichts taugten, seinen Bleistift zu nehmen und zu zeichnen, anstatt zu schreiben, oder auch, was noch viel schlimmer war, wenn sein Bleistift keine Spitze und er kein Messer bei der Hand hatte, Verse zu machen. —

Das Portefeuille enthält daher Franzens Tagebuch im weitesten Sinne des Wortes.

Tagebuch! das heißt eigentlich Lügenbuch; denn auch der wahrste Mensch wird unwahr, wenn er ein Tagebuch führt. Er schreibt nicht auf, was er gedacht und gefühlt hat, sondern was er hätte denken und fühlen sollen oder müssen. Das bringt er aufs Papier, als hätte er es gedacht und gefühlt. Wer etwas schreibt, denkt sich im Schreiben desselben schon einen Leser, und den Leser eines Tagebuchs, nämlich sich selbst, denkt der Schreiber desselben als die Quintessenz einer Welt.

Mit dieser Welt nun, die obligat als Instrument eines Virtuosen die Lebensarie stets begleitet, liebäugelt der Verfasser unwillkürlich und unaufhörlich und bemüht sich unablässig, sich und Alles, was sich auf seinen Helden bezieht, im glänzendsten Lichte darzustellen, obwol nicht jederzeit, trotz der hellen Beleuchtung, deutlich. Ein Tagebuch gleicht einer Landschaft, die um eine Figur herum gemalt wurde; Alles ist daher, wenn auch unbewußt, auf Effect berechnet, und die vorherrschende Leidenschaft oder Neigung des Schreibers setzt allein die Lichter auf oder spart sie aus, je nachdem er sich die Farbe bereitet.

Diese Bemerkung soll den Leser indessen nicht gegen Franzens Tagebuch stimmen. Damit das nicht geschehe, bitte ich ihn, dasselbe mit dem seinigen zu vergleichen. Dabei gewinnen beide Theile. Entweder findet er, daß er wahrer und besser sei, und das freut ihn; auch leidet Franz nicht darunter, denn als ein besserer Mensch muß er — der Leser — Mitleid mit dem armen Verirrten empfinden. Es ist ja ein sehr angenehmes Gefühl, an die Brust schlagen und sagen zu können: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie dieser Einer!" — und viele Leute kitzeln sich in unseren Zeiten damit. — Oder auch: er findet Franzens Tagebuch interessanter, und das ist ebenfalls ein Gewinn. Denn wer liest nicht gern etwas Interessantes!

Natürlich bleibt es dem Leser überlassen, selbst zu entscheiden, nachdem er es durchgelesen, wo der Gewinn lag.

Ich bemerkte oben, daß Franz Verse machte, wenn er gerade kein besseres Material zur Hand hatte, hier sind einige von diesen Versen — das Bündelchen, das auf dem Tische liegt und herunterzufallen droht, enthält Nichts als solche. Sehen wir, ob es sich der Mühe lohnt, sie zu lesen; man kann sie ja ohne alle Mühe überschlagen, wenn es nicht der Fall ist, und, ohne lange zu suchen, gleich wieder auf dem Festlande der Prosa weiterreisen.

Es sind übrigens auch Reiseerinnerungen, und da wir einmal zusammenreisen, freundlicher Leser, so gehören sie, denke ich, ebensowol zum Ganzen, wie alles Andere, um so mehr, als sie uns noch deutlicher

denn jenes zeigen, wie Franz sein Ich sich selber darstellte. Damit sie Dich aber nicht ermüden, wollen wir sie nur einzeln einschalten, und wenn sie Dir gar zu sehr mißfallen, betrachte sie als Löschblätter, die zwischen den Seiten liegen und wirf sie hinaus, ohne sie zu lesen. Franzens Muse war allerdings eine andere Dame, als Du Dir einbildest; sie gehörte nicht zu den neun Schwestern des Alterthums, sondern war ein nachgeborenes Kind, so zu sagen ein Findelkind des Apoll und hieß Eventura.

Waren es Mißgeburten, die Franz mit ihr in das Leben rief? Mir kommen sie allerdings etwas wunderlich vor. Urtheile jedoch lieber selbst.

Faustgedanken.

Wer kämpft nicht gegen Raum und Zeit
Mit Faust's rebellischen Gedanken,
Wer strebt nicht über Erdenschranken
Hinaus nach Unermeßlichkeit?
Einmal naht Jedem solcher Tag,
Wo er, was sonst ihn herzlich freute,
Mit Blumen seinen Pfad bestreute,
Nicht länger lieben will, noch mag.

Dann noch gefesselt sein am Ort,
Den selten man sich selber wählte
Und wo man oft die Stunden zählte
Mit heißem Wunsch: O wär' ich fort!
Das ist der schwerste Zwang und Bann,
Das schrecklichste von allen Leiden,
Daß man dem Drange, rasch zu scheiden,
Doch nicht Gehorsam leisten kann.

So trifft auch mich der Menschheit Fluch.
Ich hatte Alles überwunden,
Zerrissen, was mich sonst gebunden
Und mich so lang' in Fesseln schlug.
Ein freier Mann wähnt' ich zu sein
Nach so viel kummervollen Nächten;
Da stellt, gesandt von Höllenmächten,
Ein neues Hinderniß sich ein.

Den heut'gen Morgen grüßt' ich froh
Als meinen lang ersehnten Retter.
Doch tobt' ein so abscheulich Wetter,
Daß Alles in die Stuben floh.
Es läßt kein Hund sich draußen sehn
Und unaufhaltsam strömt der Regen;
Fürwahr, das ist ein schöner Segen,
Um auf die Wanderschaft zu gehn!

Ich kann nicht fort — es hält mich fest. —
O Mensch! das ist dein Loos auf Erden,
Daß dich die Furcht, recht naß zu werden,
Nie frei und sicher handeln läßt.
Sie hat selbst Aufruhr schon bekämpft,
Revolutionen, die Tyrannen
Mit Schwert und Strick nicht konnten bannen,
Im Nu und wie zum Spiel gedämpft.

Drum wer als neuer Faust den Pact
Mit Mephistopheles will schließen,
Der Erde Freuden zu genießen,
Vergesse nicht, in dem Contract
Die Clausel wohl zu schalten ein:
„Wenn ich zum Dienst mich dort bequeme,
Darf, falls ich Reisen unternehme,
Hier niemals schlechtes Wetter sein.“

Denn Regenguß und kalter Wind,
So wie zur Unzeit große Hitze,
Sie lehren uns, trotz allem Witze,
Wie wenig doch wir Menschen sind.
Auch wird der Teufel nie bereit
Sich zeigen, uns das zu gewähren;
Er muß das schlechte Wetter ehren
Als seine beste Erntezeit.

Fünftes Kapitel.

Aus Franzens in Prosa geschriebenem Tagebuche. — Album eines Mannes, der sich verheirathen will.

Ach, ach! sagte ich zu mir, als ich wieder in meinen Pantoffeln steckte, „was hat sich denn zugetragen?"

Ich erinnerte mich, daß der Major während unseres Gespräches heftig und mit einer ungewohnten sehr ungeduldigen Bewegung den Lehnstuhl zurückgeschoben und dabei: „Immer noch!" ausgerufen hatte.

Eine Thräne war langsam aus Maria's sanftem Auge auf ihre rosige Wange und von da auf die zierliche Geldbörse hinabgerollt, die sie für den alten Horn als Weihnachtsgeschenk häkelte.

Wir hatten zusammen mit Scherz und Lachen die Farben ausgesucht und waren so heiter dabei gewesen, denn es galt allerlei kleine Listen anzuwenden, um von dem alten Herrn herauszubringen, was seine Lieblingsfarben seien. Endlich war es uns geglückt, und Maria begann alsbald die Arbeit, um zur rechten Zeit damit fertig zu werden.

Und nun war schon eine Thräne darauf gefallen!!

Gleich einem Edelstein hing diese Thräne
Noch blinkend in dem zierlichen Gewebe,
Dann fiel sie langsam, langsam — auf mein Herz,
Ein heißer Tropfen, ätzend, und ich wähne,
Daß Nichts sie löschen kann, daß dort sie lebe,
Genährt von meiner Sorge, meinem Schmerz.

Ich sah sie aus Maria's Auge dringen
Und hätte sie so gern mit einem Kusse
Von ihrem Antlitz leise weggehaucht;
Die eigne Trauer konnt' ich nicht bezwingen,
Sie trieb mich fort — dem nagenden Verdrusse
Zu wehren, hab' ich selber Trost gebraucht. —

Rabbinen lehren: Wenn Jehovah schauet,
Wie sich zum Bösen selbst der Mensch verführet
Und immer abwärts von der Gottheit strebt, —
Daß eine Zähre ihm im Auge thauet:
Wenn diese bei dem Fall das Meer berühret,
So braust es wild auf und die Erde bebt.

So fiel auch deine helle Thräne nieder
Ins Meer von meinen schlummernden Gedanken,
Und plötzlich tobt und stürmt es wild in mir;
Die alten Qualen kehren furchtbar wieder;
Die alten Zweifel auf- und abwärts schwanken —
Maria! Ruhe find' ich nur bei Dir!

Und doch — Maria's Thräne hat mich nicht so schmerzlich berührt, wie das stumme Mitgefühl ihrer sanften, liebevollen Mutter. Langsam richtete sie die Augen auf ihre engelgleiche Tochter, ohne ein Wort zu äußern, aber deutlich las man in ihren Blicken die Worte: Mein armes Kind! Du mußt Dich darein fügen. Es ist Gottes Wille!

Aber warum war denn der alte Major so zornig? — Warum vergoß Maria die Thräne? Das blieb mir unerklärlich.

Um mich zu zerstreuen, zündete ich eine Pfeife an, blies, wie das in solchen Fällen immer geschieht, den Rauch nachdenklich in die Luft und griff zu dem ersten besten Buche, das nebst vielen anderen verwandten Werken auf meinem Tische aufgestapelt lag. Es war ein Band der

Reise

um die Welt

von

Capitain Cook.

Da ging mir ein Licht auf — mein Gedächtniß versagte mir nicht länger den Dienst.

„Verflucht sei die unselige Reisewuth!" rief ich; „von Neuem hat sie mich hingerissen, tausend unsinnige Dinge zu schwatzen, die Maria betrübt, ihre Mutter gequält und den alten Herrn recht böse gemacht haben."

Ich beschloß, mich augenblicklich zu bestrafen. Es fiel mir ein, daß Goethe einmal bemerkt, seine meisten poetischen Werke seien eigentlich eine Art Selbstbeichte, um mit sich über einen ihn beherrschenden Zustand der Seele in das Klare zu kommen. „Das Mittel muß probat sein," dachte ich, „da ein so großer Geist es so oft angewendet hat. Wo eine ordentliche Beichte ist," meinte ich ferner, „da bleibt auch die Reue

Langsam richtete sie die Augen auf ihre engelgleiche Tochter.

und die Buße nicht aus. Reue und Buße bin ich aber der lieben Maria, der guten Frau Forster, dem wackeren Major schuldig, und will ihnen meine Schuld aus Herzens Grunde abtragen."

Ich ergriff nun eine Feder und schrieb wie folgt:

Wider das Reisen.

Zerstreute Gedanken eines Reisenden, der endlich zu Hause bleibt.

Das Reisen ist eine Erfindung des Teufels, der es so leicht macht, um die Menschen desto sicherer zu verführen. Fing er nicht schon mit Adam und Eva an? Hätten sie den Apfel nicht gegessen, so wären sie hübsch im Paradiese geblieben, das ihnen der liebe Gott in Erbpacht gegeben. Nun aber vertrieb sie der Engel mit dem flammenden Schwerte, und sie begaben sich auf die Reise. Von dieser Reise aber datirt sich alles Elend der Menschheit.

Wann waren die Israeliten am Undankbarsten gegen Gott und Moses, die es doch beide so gut mit ihnen meinten? Auf der Reise in das gelobte Land, wo sie sich beständig gegen die Anordnungen ihres Führers auflehnten und das goldene Kalb anbeteten; eine Schwäche, die ihnen seitdem geblieben ist und mit der sie allmälig fast alle anderen civilisirten Völker angesteckt haben.

Noch größeren Schaden aber hat die Reisewuth gestiftet. Man denke nur an die Völkerwanderung. — Ganze Nationen machten sich da auf die Reise und schoben und drängten sich vorwärts. Es war wie eine hinten angespannte Locomotive, die entweder fortschiebt oder zermalmt. Wer heute an der Donau zu Bette ging, konnte erleben mit dem nächsten Morgen an der Elbe oder gar im Himmel, wenn nicht in der Hölle aufzuwachen. Von der Verwirrung, die dadurch angestiftet wurde, haben wir uns jetzt noch nicht erholt; es ist daraus eine Confusion in der Weltgeschichte wie in der Weltgeschichtschreibung entstanden, die noch immer auf Lösung harrt.

Ich könnte noch viele solche Belege anführen, aber mein Styl wird dadurch zu altmodisch und man möchte mir nicht ansehen, daß ich ihn

auf Reisen gebildet habe. Das wünsche ich aber, denn eben dadurch beurkunde ich meinen Beruf, wider das Reisen zu schreiben.

Was gedeiht durch das Reisen? Nur die Wirthshäuser, die wie Pilze aus der Erde schießen und sich gegenseitig überbieten an Luxus, Eleganz und Bequemlichkeit. — Was gedeiht durch die Wirthshäuser? Das Schlemmen und Zechen, das Einem dort so leicht gemacht wird, und daß das leichte Schlemmen und Zechen die Sittlichkeit zerstöre, das bestreitet gewiß Niemand. Ergo: das Reisen zerstört die Sittlichkeit.

Das Reisen befördert die unglücklichen Ehen. — Der Gatte auf Reisen meint, er müsse seine Zeit weise benutzen und interessante Bekanntschaften machen; darüber vergißt er gar leicht, daß er verheirathet ist; die Gattin daheim freut sich dagegen, daß sie während seiner Abwesenheit nicht blos der Sache nach, sondern auch dem Namen nach Herr im Hause sei, und das behagt ihr gar sehr. — Kehrt Jener nun zurück, und das alte Verhältniß tritt wieder ein, so gefällt es beiden Theilen nicht mehr, und ist das erst der Fall, so ist auch die Untreue nicht mehr weit.

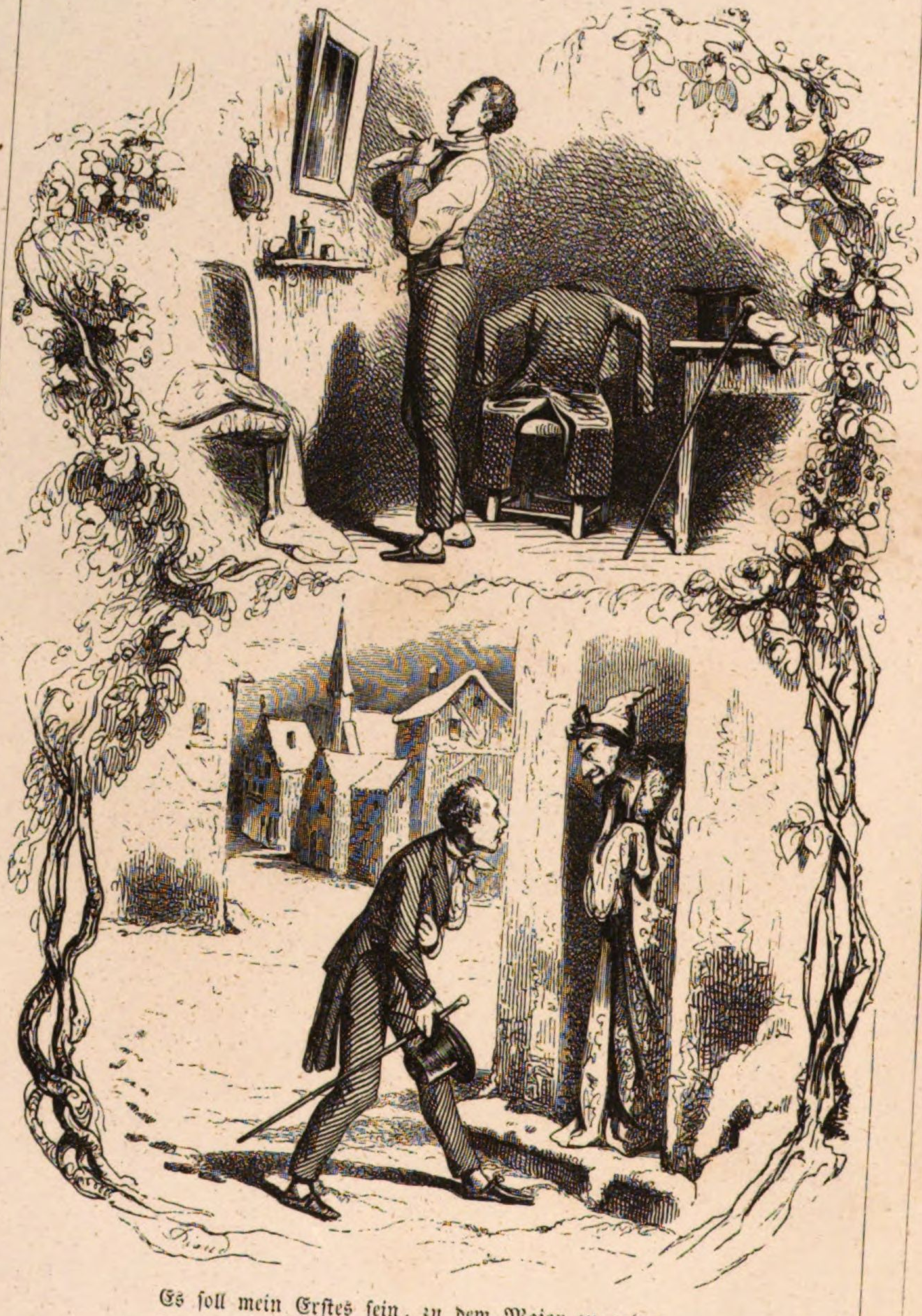
Ein gereister Mann zu sein, ist jetzt keine Kunst mehr; hoffentlich wird es aber bald eine Ehre werden, ein nicht gereister Mann zu sein. Reisen ist Mode geworden; sich nicht von der Mode beherrschen lassen, beweist, daß man Charakter habe.

Das sogenannte junge Deutschland überschwemmte die Welt mit Reisebildern, Reiseblättern, Reisebriefen, Reisenovellen, Wanderbüchern, Reiseabenteuern und so weiter. Dafür wurden seine Schriften auch verboten. Das jüngste Deutschland handelt also am Klügsten, wenn es hübsch zu Hause bleibt; dann beschreibt es seine Reisen nicht und seine Werke werden ihm nicht verboten. Es hat dadurch den Gewinn, daß seiner Gründlichkeit, seinem Geldbeutel und seinem Verleger kein Schaden zugefügt wird.

Die Hauptsache aber ist, daß das Reisen Geld kostet und zwar viel Geld, und daß dieses Geld immer aus dem Lande geschleppt wird. Die kleinen deutschen Fürsten sollten vor Allem daher das Reisen verbieten, und zwar je kleiner ihr Land ist, desto strenger, denn je kleiner ihr Land

Reiseleiden.

Reiseleiden.



Es soll mein Erstes sein, zu dem Major zu gehen.

Ich werde mich der Geliebten zu Füßen werfen.

ist, desto mehr Geld wird hinausgeschleppt und desto weniger hineingetragen; das geht Alles in die großen Länder und bleibt dort.

Geld aus dem Lande tragen ist aber überall ein Hauptverbrechen; man frage nur die Finanzminister. Mich wundert, daß die neuen Criminalgesetzbücher so wenig Rücksicht darauf genommen haben. Ich mache die gesetzgebenden Behörden darauf aufmerksam und bitte mir gelegentlich einen Orden dafür aus; es hat aber keine Eile.

Verdrießlich warf ich die Feder weg und gab mir nicht einmal die Mühe, das Geschriebene zu überlesen. Der Wurm nagte noch immer fort an meinem Herzen, das in der Einsamkeit klopfte wie eine Todtenuhr. — Maria hatte ja um mich geweint. — Ach, wir Männer sind so täppisch, wir ahnen oft nicht einmal, wie tief wir durch eine ungeschickte Bemerkung, einen unzeitigen Scherz ein armes weibliches Herz verletzen können und ihm eine Wunde schlagen, die das ganze Leben hindurch bei der leisesten Berührung wieder blutet und schmerzt.

Maria hat um mich geweint! — Ich kann das nicht vergessen. Alle Herrlichkeiten der Welt können mich nicht darüber trösten, ihr Thränen in die Augen getrieben zu haben.

Nein, nein, ich will nie wieder daran denken, zu reisen!

Morgen früh soll es mein *Erstes* sein, zu dem *Major* zu *gehen* und ihn zu bitten, meine Thorheit zu vergessen und mir zu helfen, Maria's Verzeihung zu erlangen.

Ich *werde mich der Geliebten zu Füße werfen* und ihr feierlich geloben, sie nie zu verlassen. Sie wird mir glauben und meine ernste Reue ihr Herz rühren.

Ich sehe sie schon mir im Geiste ihre kleine weiße Hand reichen und ihre sanften blauen Augen mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Liebe auf mich richten.

Ach, wie lieb strahlten diese süßen Sterne an dem Tage, wo sie mir mein Lieblingslied sang, das alte herzige Volkslied: „So viel Stern' am Himmel stehen", das sie mit einem Ausdrucke vortrug, als ob sie es selbst gedichtet habe, und es in jenem Augenblicke erst ihrem innigsten Gefühle entquelle:

Da schrieb ich folgendes Gedicht an sie, als ich Abends zu Hause kam und mir ihre Töne noch immer in tiefster Seele nachklangen.

Maria.

Wenn der Frühling milde Lüfte
Kosend einer Knospe spendet,
Oeffnet sie den Kelch und sendet
Still nach oben süße Düfte,
Und es ist, als ob die Seele,
Die der Pflanze zugetheilt,
Dankerfüllt gen Himmel eilt.

So Maria, wenn sie singend
Vor dem offnen Fenster steht,
Und die Töne, sanft verklingend,
Mit des Abends Hauch verweht,
Von den Lippen aufwärts schweben
Und zum Vater Aller streben. —
Ihr Gesang ist ein Gebet.

Dann wird sie sich auch schmücken.

Wir werden zusammen in die Kirche gehen.

Wir wollen den längsten Weg einschlagen.

Die gute Mutter wird uns wohlwollend empfangen.

Wir setzen uns behaglich an den Theetisch.

Sie wird das nicht vergessen haben.

Dann wird sie sich auch schmücken und das hellblaue Kleid anziehen, das ich so liebe und das ihr so gut steht. Wir werden zusammen in die Kirche gehen, denn morgen ist ein Sonntag, und die Predigt andächtig anhören; aber wenn die Gemeinde still das Vaterunser betet, werden wir unser eigenes inniges Dankgebet zu Gott emporsenden, für das große Glück, das er uns jetzt schon gewährt und das uns noch erwartet. Ich will dem Allmächtigen ganz besonders auf meinen Knieen danken, daß er mich noch einmal vor mir selbst gerettet hat. — Dann wollen wir, wenn wir nach Hause gehen, den längsten Weg einschlagen und die Wiesen durchstreifen, die eine weiße Schneedecke hüllt und welche in den Sonnenstrahlen flimmert, als sei es ein Gewebe von Diamanten und Rubinen. Ich höre schon Maria's herzliches Lachen, wenn ihre zarten Füßchen im Schnee versinken und ich ausgleite, da ich ihr zu Hülfe kommen will.

So kehren wir heiter nach Hause zurück, indem sie sich voll Vertrauen auf meinen Arm stützt.

Die gute Mutter wird uns wohlwollend empfangen und die erstarrten Hände ihrer geliebten Tochter in den ihrigen erwärmen.

Wir nehmen dann unser einfaches Mahl ein; alle Erinnerung an den gestrigen unangenehmen Abend ist verbannt. Nach dem Essen plaudern wir und setzen uns behaglich an den Theetisch. Der alte Major, der meine Unart auch vergessen hat, wird Maria bitten, ihm die Pfeife zu stopfen, weil sie ihm dann am besten schmeckt und mein Liebchen es mit großer Zierlichkeit und Grazie zu thun versteht.

Dann wird er uns eine von seinen langen Kriegsgeschichten zum hundertsten Male erzählen, und wir ihm aufmerksam zuhören, oder wenigstens so thun.

Wie groß wird mein Glück sein, wenn ich sie glücklich sehe und zwar glücklich durch mich! Ach! wie ist die Nacht so lang! Will sie denn gar kein Ende nehmen?!

Sechstes Kapitel.

Eine von des Majors langen Geschichten.

Du denkst vielleicht auch, geliebter Leser, indem Du das vorhergehende Kapitel schließest: „Wollen denn diese Herzensergießungen, die höchstens einen Verliebten interessiren können, gar kein Ende nehmen? Da wären mir denn doch des alten Majors alte Geschichten, die zwar Franz zum hundertsten Mal, ich aber wahrscheinlich noch gar nicht gehört habe, weit angenehmer."

Mir scheint, Du hast Recht. Liebende zu sehen, ist allerdings ein Schauspiel für Götter, für Sterbliche aber auf die Dauer zuweilen etwas langweilig. So darf ich denn hoffen, es werde Dir nicht misfallen, wenn ich Franzens Tagebuch auf eine Weile abbreche und Dir eine von des Majors besagten Geschichten mittheile, wie der gute alte Herr sie im traulichen Kreise am Theetische zu erzählen pflegt, besonders wenn ihn sein Liebling Maria dazu auffordert.

Folgende wahrhafte Historie nun erzählte der alte Herr von Horn an einem Winterabende.

Der Pezhutah Wechaschtah.

Ich war unserem Regimentsarzte auf Java besonders zugethan; er war ein Deutscher, wie ich, hatte als Student eines unglücklichen Duells wegen flüchten müssen und war nach Nordamerika gegangen,

um als Arzt ein Unterkommen zu finden. Hier übten aber — nach der Freiheit, welche die amerikanischen Gesetze gewähren, die die medicinische Praxis wie jedes andere Geschäft ansehen, das in einem Freistaate Jeglicher das Recht habe, zu treiben, — so viele Unwissende die ärztliche Wissenschaft aus, daß ihm, dem wirklich Wissenden, nur eine kärgliche Aehrenlese blieb. Er brach daher die angeknüpften Verbindungen in New-York ab und begab sich, theils weil er dort nicht so viele Quacksalber zu finden glaubte, theils aber auch, weil er jung und thatenlustig war, nach jenen Regionen der Vereinigten Staaten, wo die letzten eingebornen Stämme noch ziemlich ungestört ihr Wesen trieben. An Gefahren und Begebenheiten fehlte es ihm nun freilich nicht, aber er wurde auch nicht reicher und kehrte endlich wieder nach New-York zurück, wo ihm durch ein befreundetes Handelshaus der Antrag ward, Arzt auf einem Kauffahrteischiffe zu werden. So kam er nach Batavia, blieb dort, ward bei unserem Regimente angestellt, leistete treffliche Dienste und erwarb sich bald Aller Liebe, denn er war nicht blos ein ausgezeichneter Arzt, sondern auch ein Meister im Erzählen, und daher den wachhabenden Offizieren stets ein sehr willkommener Gesellschafter.

Als wir ihn einst damit neckten, daß die Priester der Heilkunde in Amerika nicht eben in sonderlichem Ansehn stehen könnten, behauptete er dagegen, sie genössen in manchen Regionen der neuen Welt sogar göttliche Verehrung, und erzählte uns nun eine sehr sonderbare Historie, die er einem alten Trapper verdankte, der viel in Berührung mit den Urstämmen Nordamerika's gekommen. Ich gebe sie Euch, meine Lieben, fast ganz mit seinen eignen Worten wieder. Denn er trug dieselbe so lebhaft und anschaulich vor, daß sie sich meinem Gedächtnisse unauslöschlich einprägte, auch habe ich sie wol zwanzig Mal von ihm gehört, und jedesmal mit demselben Interesse.

Die Sonne — so begann er — sandte ihre mittäglichen Strahlen über die weite Prairie, auf der weder ein Baum, noch ein Strauch, ja nicht einmal ein Grashalm zu sehen war. Tiefer Schnee, nur hier und da durch einen dunkeln Klumpen unterbrochen, in welchem das Auge vor dem blendenden Schein nicht zu erkennen vermochte, daß es ein

Büffel sei, deckte die Ebene wie ein Ocean von Glanz. Weder Fels, noch Wald und Schlucht gewährten dem Blicke einen Ruhepunkt, und doch übte das Ganze durch seine schauerliche Oede einen mächtigen Eindruck. So öde die Gegend indessen war, sie hatte dennoch ihre Bewohner. Liebe und Haß, Neid und Ehrgeiz weilten selbst in dieser freudlosen Wüste. In dem dort aufgeschlagenen Lager von ledernen Zelten regte sich ein eben so kühnes Herz, ein eben so übermüthiger Stolz und ein nicht minder scharfer und feiner Verstand, wie sie bei Napoleon und Mahomet gefunden wurden und nöthig waren, um diesen die Herrschaft über Millionen zu verleihen.

Hundert kegelförmige lederne Zelte hatten ihre Bewohner herausgelassen, denn die Luft war still und warm, obwohl der Januar noch nicht mehr als die Hälfte seiner Tage zählte. Aber die Zelte waren weder zusammengeschlagen, noch die Hunde aufgezäumt. Die Pferde scharrten ungestört im Schnee, um sich Futter zu suchen. Demungeachtet herrschte große Verwirrung. Kinder schrieen, Frauen schalten, Hunde heulten und Männer sprachen in Tönen, welche verkündeten, daß sie ein Unrecht erlitten hatten, und daß der Beleidiger außer ihrem Bereich sei. Aber der Ausdruck aller dieser kriegerischen Gesichter redete deutlich von nur verschobener Rache.

Binnen wenigen Minuten hatten die Weiber den Schnee von einer großen kreisförmigen Stelle weggeschafft und ein kleines Feuer in der Mitte angezündet. Die Pfeife ging von Mund zu Mund und die schwarzbraunen Krieger verhandelten über zwei wichtige Fragen: Wer die Hälfte der dem Lager gehörigen Pferde während der Nacht gestohlen habe, und was man hinsichtlich der Diebe thun wolle.

Die ausgesandten Späher erklärten, der Schnee sei während der Nacht so dicht gefallen, daß es ihnen unmöglich gewesen, auch nur die mindeste Spur aufzufinden. Schon war die Versammlung im Begriff auseinanderzugehen, ungewiß, ob sie die Pawnis, die Tschippewäer oder die Assinneboins des Raubes anklagen solle, aber entschlossen, jeden dieser Stämme auf blutige Weise zur Rechenschaft zu ziehen: da kam

ein neuer Späher und bat um Gehör. Der Inhalt seines Berichtes erregte nicht geringes Erstaunen. Er war weiter geeilt, als die Uebrigen und bis zu einem Platze gekommen, wo die Diebe Halt gemacht. Unter den Bäumen hatte er einige von ihren Fußtapfen entdeckt und sich überzeugt, daß es weiße Männer gewesen seien. Als Bestätigung seiner Aussage zeigte er ein von ihnen dort zurückgelassenes Beil vor mit einem geschnitzten Stiel und von ganz anderer Form, als diejenigen, deren sich die Indianer zu bedienen pflegten. Seine Zuhörer waren vor Ueberraschung außer sich. Ein weißer Mann ein Pferd stehlen! Sie, die den Pferdediebstahl, dies lobenswerthe Geschäft, immer für eine Sünde ausgegeben hatten, waren nun endlich auch zur Erkenntniß gekommen, und es schien die höchste Zeit, etwas dagegen zu thun, sonst würden sie bald eben so weit sein, als die Dahcotahs — so hieß diese Horde — selbst. Und dann — daß die wenigen Einwohner des kleinen Dorfes Pembina, die sie eben so leicht vernichten konnten, wie ein Knabe ein Ei zerdrückt, es wagen sollten, Feindseligkeiten zu unternehmen, oder mit ihnen auf eine andere Weise Krieg zu führen, als durch Lug und Betrug! — Wer hatte je so etwas gehört?!

Ein wildblickender Krieger sprang augenblicklich auf und schlug vor, daß alle streitbaren Männer des Lagers sogleich nach Pembina ziehen, das Dorf verbrennen und dessen Bewohner tödten und skalpiren sollten. Obwohl er sehr ausführlich darthat, daß das höchst ehrenvoll und zu gleicher Zeit sehr einträglich sein würde, so erforderte es doch reifliche Ueberlegung. Der Schnee lag zu hoch, die Zufuhr von Büffelfleisch war außergewöhnlich ungewiß und außerdem der Angriff eines Forts mit Kanonen, obgleich dies Fort nur ein Pfahlwerk, nicht ohne Gefahr. Obendrein könnte es dem Handel schaden und vielleicht würden dann einige Hundert von den halbbürtigen Jägern auf die Seite der Weißen treten. Die Stimmen waren getheilt, und man machte daher den Vorschlag, zu dem Pezhutah Wechaschtah oder Arznei-Mann zu schicken.

Ich muß hier anführen — pflegte der Doctor bei dieser Stelle seiner Erzählung einzuschieben — daß unter den Indianern die Heilkunst und

die Zauberkunst eng mit einander verbunden sind. Der Arzt macht und verordnet seine Medicin mit abergläubischen Gebräuchen und Beschwörungen. Gott ist nicht das einzige Wesen, das der Wilde in den Wolken sieht und im Rauschen des Windes hört. Seine Phantasie bevölkert Erde, Wasser, Luft und die meisten leblosen Gegenstände mit unsichtbaren und unfühlbaren Gestalten, vor denen er sich fürchtet und die daher nicht selten eine große Gewalt auf ihn ausüben. Jedes Ding, das bei einer Krankheit wirkt, alles Uebernatürliche, kurz Alles, was er nicht begreift, ist für ihn — eine Arzenei.

Hier neckten wir den Doctor gewöhnlich mit der Bemerkung, daß auch den Aerzten der weißen Männer viele Arzeneien Arzenei sein möchten im indianischen Sinne; denn sie wendeten dieselben sehr oft auf das Gerathewohl an und wären dann hinterher eben so über die unerwartete Wirkung erstaunt, wie ein Tschippewäer oder Dahcotah. Er ließ sich aber nie durch unsere Sarkasmen irre machen, sondern nahm ruhig den Faden seiner Geschichte wieder auf, ohne uns weiter etwas zu erwiedern.

Während diese Berathung vor sich ging, hatte der Pezhutah Wechaschtah mittlerweile mit seinen eigenen finsteren Gedanken Rath gepflogen in seinem Zelte, welches das geräumigste des ganzen Lagers war. Nur ihm allein war es gestattet, durch die Thür in den heiligen Raum zu treten. Alle Anderen, welche eine Veranlassung dahin führte, sogar seine Weiber, mußten zum Zeichen der Ehrfurcht unter dem Saume des Zeltes durchkriechen. Selbst der Häuptling des Stammes würde ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht gewagt haben, sich auf eine andere Weise hinein zu begeben. Auf der Außenseite und inwendig war das Zelt mit seltsamen Gestalten, scheußlicher als die Löwen und Drachen auf den Wappenschilden, bemalt; vor der Thür wehte ein weißes Fähnlein mit einer rohen Nachbildung eines menschlichen Gerippes. Hier, sich an seinen Arzneisack lehnend, ruhte der berühmte und gefürchtete Arznei-Mann der Dahcotahs, aus einer 4 Fuß langen Pfeife rauchend, deren Rohr mit einem Haarbüschel geziert war, wel-

cher noch vor gar nicht langer Zeit das Haupt eines Tschippewäers geschmückt hatte.

Der Pezhutah Wechaschtah war keineswegs eine jener alten verwitterten Figuren, wie man sie sich bei dem Worte Zauberer vorzustellen pflegt. Von fast riesenhaftem Wuchse, zeigten sich seine Glieder doch im vollkommensten Ebenmaße, und seine Bewegungen und sein Ausdruck waren nicht ohne Anmuth, ja zu Zeiten selbst würdig und edel. Seine breite hohe Stirn verkündete Gedankenreichthum, und seine Adlernase Kühnheit der Gesinnung. Alle Indianer erfreuen sich guter Augen, die seinigen aber hätten den Basilisk blenden können. Der untere Theil seines Gesichtes zeigte sich mehr als gewöhnlich ausgebildet und gab dem Ganzen zugleich einen sinnlichen und verwegenen Charakter. Ein Europäer würde sein Alter auf dreißig Jahre geschätzt haben; ein Indianer oder Jemand, der viel Verkehr mit Indianern gehabt, hätte ihm zehn Jahre mehr gegeben.

Das Innere des Zeltes ließ eben nicht auf die Wohnung eines Priesters schließen. Es enthielt seine Flinte, seine Lanze und seinen Schild, sowie mehre Bogen, welche außer ihm nur sehr wenige Arme zu spannen vermochten, und eben so viele Köcher mit Pfeilen, die dem Schwarzfuß wie dem Büffel gewissen Tod brachten; denn der Arznei-Mann war, wenn ihn die Lust dazu anwandelte, ein eben so gewiegter Jäger und Krieger, wie ein furchtbarer Zauberer. Pferdegeschirr, reiche Felle und eine Menge von Küchenwerkzeugen bildeten das übrige Geräth des Zeltes. — Er ging nicht häufig auf die Jagd. Furcht und Verehrung versorgten ihn mit den ausgesuchtesten Bissen. Eben so wenig schwang er seine Waffen oft im Kriege; es machte ihm keine Freude, Nebenbuhler zu haben, die ihn vielleicht ausstechen konnten, und Andere übertreffen wollte er selbst nicht, um keinen Neid zu erregen. Um geringen Erfolg war ihm noch minder zu thun, und er verschmähte daher, einen arglosen Feind aus dem Hinterhalte zu tödten, oder ein hülfloses Weib mit seinem Säuglinge niederzumetzeln. Menschlichkeit machte ihn nicht so edel, sondern Stolz. Selten sprach er im versammelten Rathe, noch seltener

in traulicher Unterhaltung. Er entzog sich so viel wie möglich allem Umgange und blieb allein in seinem Zelte, denn seine rohe Klugheit lehrte ihm, daß vertrauliche Berührung leicht Geringschätzung zur Folge hat. Der Name Häuptling, Krieger, Jäger war ihm etwas Gleichgültiges; zog er jedoch in das Feld, so ruhte das Verderben im Laufe seines Feuerrohrs oder auf der Spitze seiner Lanze, und die Andern Alle gehorchten ihm, wie nie wieder einem Führer, weder vor noch nach seiner Zeit.

Bei dieser Schilderung unterbrach der erste Lieutenant, der, wie er sich rühmte, in Leyden Humaniora studirt, aber, wie wir behaupteten, nicht sonderlich viel profitirt hatte, unsern Freund und Arzt meist mit dem Ausrufe: „Superb, Doctor! Das ist ein echt historischer Styl. Tacitus selbst hätte Euern Helden nicht kürzer und prägnanter darstellen können." — Dann antwortete der Heilkundige ihm jedes Mal vornehm: „Wer wirklich viel erlebt hat, hat sich auch gewöhnt, mit Wenigem Viel zu sagen," und fuhr darauf, ohne sich irren zu lassen, fort, wie folgt.

In dem zarten Alter von zwölf Jahren war der Arznei-Mann von den Tschippewäern gefangen genommen worden, die ihn an einen Kaufmann in der Hudsons-Bai verkauft hatten, welcher ihn mit sich nach Montreal nahm und dort an einen katholischen Priester verhandelte. Dieser, der einer Mission angehörte, gab sich große Mühe, den jungen Wilden zu bekehren, und brachte ihn auch dahin, sich taufen zu lassen. Während der fünf Jahre seines Aufenthaltes in Montreal machte der Proselyt auch recht hübsche Fortschritte in anderen Wissenschaften, aber naturam expellas furca, wie schon Horaz sagt...

„Tamen usque", unterbrach ihn ergänzend der Lieutnant.

Der Doctor hörte nicht darauf, sondern erzählte weiter: Eines Morgens fand man einen Mitschüler des Indianers steif und starr vor der Thürschwelle, wo er wahrscheinlich schon mehre Stunden so gelegen, mit einem Dolchstoß im Herzen und sein vermuthlicher Mörder war verschwunden. Vier Wochen später tauchte dieser Letztere plötzlich zwei-

hundert Meilen davon, bei seinem Stamme wieder auf, alle Gewohnheiten der Civilisation von sich auf immer abstreifend. Nachdem er bald darauf einen Feind getödtet und skalpirt, und eine Sonnenfinsterniß vorhergesagt, erhielt er den Ruf eines eben so tapferen Mannes als bedeutenden Zauberers und wurde ein Mitglied der großen Arzenei seines Stammes. Er prophezeite nun auch den Tod mehrer Leute, die ihm im Wege standen, und als dieser sich wirklich ereignete, so wurde es allgemein für gewiß angenommen, daß er in genauer Verbindung mit unsichtbaren Mächten stehe. Selbst die Zweifler wurden von ihrem Unglauben bekehrt durch folgendes merkwürdige Ereigniß. Ein großer Haufe Indianer war bei dem Angriffe eines Forts, das von den Weißen sehr tapfer vertheidigt wurde. Unter den Dahcotahs befand sich auch der Pezhutah Wechaschtah, den eine kleine Kugel aus einer Büchse gerade vor der Stirn traf. Da er in demselben Augenblicke in die Höhe blickte, so glitt die Kugel unter dem Skalp rund herum und kam hinten an seinem Kopfe wieder heraus. —

— Hier unterbrachen wir den Doctor sehr ungläubig, worauf er sich dann jedesmal eine neue Pfeife von seinem Burschen bringen ließ und uns an dessen Schädel nachwies, daß diesem gerade dasselbe wiederfahren, und also die Sache, wie wir zu unserer Beschämung gestehen mußten, nicht so ganz unglaublich sei. Dann, nachdem er die Pfeife in Brand gesteckt und den Soldaten entlassen, nahm er den Faden seiner Geschichte wieder auf mit den Worten:

Das lange Haar des Wilden verbarg den Weg, den die Kugel genommen, und er rühmte sich seit dieser Zeit stets, er sei fest gegen Blei und Stahl, ohne daß ihm Jemand zu widersprechen wagte. Die Indianer hatten gesehen, wie ihn die Kugel getroffen, und doch war er stehen geblieben, als habe sie ihn nicht berührt. Einige glückliche Curen und einige Kunststücke, wie z. B. daß er die Hand in heißes Wasser steckte, ohne sie zu verbrennen, die stärksten Fesseln ohne fremde Hülfe von sich abstreifte und dergleichen mehr, verschafften ihm eine fast despotische Gewalt über seine Stammgenossen. Obendrein begünstigte ihn noch das

Glück. So traf es sich unter Anderem, daß ein amerikanischer Kaufmann entsetzlich an einem Geschwür im Halse litt, seit drei Tagen nicht mehr hatte schlucken können und den gewissen Tod vor Augen sah. Da alle anderen Mittel nicht anschlugen, so wurde endlich der indianische Arznei-Mann geholt, obgleich der Kranke nicht das mindeste Vertrauen zu ihm hatte. Dieser kam, verrichtete erst einige magische Ceremonien und begann dann einen Zaubertanz, bei welchem er so seltsame Capriolen machte und so gräulich sein Gesicht verzerrte, daß der Patient, trotz dem daß er in den letzten Zügen lag, laut auflachen mußte. Durch diese Anstrengung barst das Geschwür und der Amerikaner war gerettet, stand auf und ging geheilt fort. Die Rothhäute waren natürlich nicht wenig entzückt von dem Siege, den ihr großer Pezhutah Wechaschtah über die weißen Aerzte davongetragen.

So war der Mann beschaffen, von dem ich erzählte, daß er allein in seinem Zelte saß, während die Uebrigen eine Rathsversammlung hielten. Das tiefe Nachdenken, in das er versunken war, wurde durch drei Schläge an die Außenwand seines Zeltes unterbrochen. Gleich darauf kroch eine junge, ziemlich hübsche Squaw herein und stellte sich dann gerade vor ihm hin mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen.

„Vater!“ sagte sie, „die Diebe sind entdeckt und mein Gatte ist zurückgekehrt.“

„Fürchte Nichts,“ entgegnete der Magier; „Du hast dem großen Geiste gehorcht und brauchst weder Dich zu ängstigen, noch zu schämen. Du stehst unter seinem Schutz. Meinst Du, ich bedurfte der langsamen Kunde Deines Mannes, um ihnen zu sagen, wohin ihre Pferde gebracht wurden? Lange bevor ich Dich weckte, war es mir schon offenbart worden.“

„Warum ließest Du sie denn nicht ein und benachrichtigtest sie davon, Vater?“

„Still, Weib! Frage nicht nach Dingen, die Du nicht begreifen kannst. — Kannst Du wissen, ob es nicht Deinetwegen geschah?“

Die Squaw schwieg verlegen und zog dann nach einer Pause unter ihrem Kleide das Beil hervor, das die Diebe verloren hatten. Darauf sagte sie schüchtern: „Vater, die Diebe ließen dies zurück, und ein großer Theil des Stammes mit dem Häuptling an der Spitze will nach Pembina, um das erlittene Unrecht zu vergelten.“

„Das dürfen sie nicht,“ entgegnete er, „der große Geist verbietet es, denn die Hüte von Pembina haben die Pferde nicht. Wohl weiß ich, wessen das Beil ist. Aber warum weinst Du, thörichtes Weib?“

„Die Hüte von Pembina, wer ist denn das?“ unterbrach der Lieutenant hier boshaft den Erzähler. „Können denn Hüte Pferde stehlen?“

„Die Rothhäute nennen die Weißen Hüte, weil sie diese Kopfbedeckung tragen, an die sich die Wilden nie gewöhnen werden,“ entgegnete der Doctor verdrießlich, denn ihm war wohlbekannt, daß der Lieutenant recht gut wußte, was damit gemeint sei.

„Nun, was antwortete denn die Squaw?“ fragte ich gespannt.

Sie antwortete: „Ich bin deinetwillen in Angst.“

Der Arznei-Mann lachte, statt aller Erwiederung, laut.

„Lache nicht,“ sagte sie, „ich bin nur ein schwaches, unwissendes Weib, aber ich spreche nicht mit einer gespaltenen Zunge. Du weißt, daß mein Mann und seine beiden Brüder Dir stets sich feindlich entgegenstellten und Deine Weisheit verhöhnen. Ja, mein Gatte hat sogar gedroht, sowie Du ihm widersprächest im Rathe, wolle er einmal versuchen, ob Du wirklich unverwundbar seist. Er hat sich für den Krieg erklärt und sagt, daß, wenn ihm Niemand nach Pembina folgen wolle, so gehe er allein hin und hole dort einen Skalp.“

„Geh!“ sagte der Pezhutah Wechaschtah verächtlich; „der Schnee ist tief und er wird sich kalte Füße holen. Ich will ihm Mokkassins zu seiner Reise geben.“ Er holte nun ein Paar Mokkassins und Socken aus einem Sacke hervor und reichte dieselben dem Weibe hin. „Wenn er sich rüstet, nach Pembina zu gehen, so gib sie ihm, jedoch nicht früher. Auch gib sie keinem Andern, so lieb Dir Dein Leben ist, und laß

Niemand erfahren, daß Du sie von mir bekamst. Nun, fürchtest Du Dich noch immer und wähnst Du, daß die Geister, die mir unterthänig sind, ihm gestatten werden, mir ein Leid anzuthun?"

„Ich weiß, daß mein Vater weise und furchtbar ist," erwiederte die Squaw, „aber dennoch ängstige ich mich um seinetwillen. — Das ist es auch nicht — aber — sie sagen — sie sagen — mein Vater werde sich mit der Tochter des Häuptlings vermählen, obwohl diese mit dem Bruder meines Mannes verlobt ist."

„Laß Dich das nicht kümmern," versetzte er, „ich muß viele Frauen haben, um meine Hände zu kräftigen, aber Du bist allein die, die ich liebe. Trockne Deine Thränen und gib wohl Acht. Heute wird Dein Mann sein Gewehr auf mich abdrücken, vielleicht sogar zwei Mal. Nimm diese Kugel. Geh nach Deiner Wohnung, zieh die Kugel aus seinem Gewehr heraus und lade es mit dieser. Schießt er dann zum zweiten Male, so gieb ihm diese andere Kugel. Hüte Dich, sie zu verwechseln. Und nun geh! Du hast hier schon zu lange verweilt. Lispelst Du nur, was wir hier mit einander sprachen, so erstarrt Dir die Zunge im Munde. Geh!"

Die Squaw entfernte sich und er, von dem es mit Recht heißen konnte, daß er nie eines Mannes in seinem Zorn, noch eines Weibes in seiner Lust schonte, begab sich nach der Rathsversammlung. Er ging unterwegs an den zu ihm gesandten Boten vorüber, ohne sie anzuhören, und trat mitten in den Kreis. Sein Gewand von den starken Schultern werfend, begann er also seine Rede:

„Der große Geist redet durch meinen Mund und die Geister der Luft, der Erde und des Wassers regen sich in mir. Geht nicht nach Pembina! Eine schwarze Wolke hängt über dem Wege, und die Erde thut sich auf am Ende desselben. In der Finsterniß der Nacht stand ein Geist neben mir und zeigte nach Norden. Ich schaute hin und unsere Pferde waren nicht bei unsern englischen Brüdern. Er zeigte nach Mittag und ich sah sie. Siehe, mehr denn zwanzig Lange-Messer trieben unser Vieh vor sich hin. Der Geist verschwand und meine Augen

schlossen sich. Der mitternächtliche Fuß ist von Blei; der Adler des Krieges schreit, aber sein Hunger muß nicht gestillt werden. Hunger weilt im Lande — fernhin streift der Büffel — kein Pulver, keine Flinten, keine Decken! — Die bösen Geister knirschen mit den Zähnen — Männer fallen — Kanonen donnern — Weiber und Kinder jammern — "

So redete er eine Viertelstunde lang mit wahnsinnigen Geberden und der Schaum stand ihm vor dem Munde — jedes Wort war eine dunkle Anspielung auf die zu befürchtenden übeln Folgen eines Zuges nach Pembina. Zuletzt fiel er wie ohnmächtig hin.

„Er hat sein Zelt drei Tage lang nicht verlassen und mit Niemand gesprochen," bemerkte ein Indianer, „und doch weiß er das Geschehene und wer es gethan hat."

„Seht!" rief ein Anderer, „er hat das Beil, das der schwarze Falke mitbrachte. — Eben lag es noch bei dem Feuer der Rathsversammlung und Niemand hat es berührt."

Der schwarze Falke stand auf und sagte seine Meinung klar und einfach: „So thöricht sie sonst auch sein mögen, so sind die Männer mit Hüten doch in einigen Dingen weiser, als wir. Sie lachen über Geister und das thu' ich auch. Ich habe nie einen Geist gesehen. Nie that je ein Geist mir Böses, noch Gutes, und ich glaube auch nicht, daß sie es können, denn der große Geist selbst ist zu wohlwollend, um seine Geschöpfe zu quälen, die so schon genug leiden müssen. Unser Vater vermag sich selbst los zu machen, wenn er gebunden ist, und seine Hand in kochend heißes Wasser zu stecken und unverletzt herauszuziehen; das kann ich aber auch, obgleich kein Geist mir beisteht. Der Geist, der aus ihm geredet hat, ist entweder ein Traumgebilde, oder ein Lügner. Er hat ihm verkündet, daß die Langen-Messer und nicht die Leute von Pembina unsere Pferde gestohlen haben. Wer soll das glauben! Pembina ist nur eine Tagereise und die Langen-Messer sind vierzig Nächte von uns entfernt. Wir selbst gehen nie so weit, um Pferde zu stehlen. Aber unser Vater hat reiche Geschenke gern und das Volk aus Mitter-

nacht verehrte ihm viele. Ohne Zweifel war es einer von ihren Geistern, der ihm zuflüsterte, diese große Schmach ungerächt zu lassen, und unsere Weiber und Kinder müssen verhungern, damit nur sein Bauch gefüllt und sein Rücken bedeckt werde. Das soll nicht sein. Ich will nach Pembina, und gehe ich allein und bekomme ich nicht einige Vergeltung für die drei mir gestohlenen Pferde, so will ich meinen Leib da lassen. Unser Vater ist weiser, als ich, und kann viele Dinge vorhersehen eben so richtig, wie ich sagen kann, wann es regnen wird und wann trockenes Wetter eintritt. Er sagt, eine Kugel könne seinen Kopf nicht verletzen. Vielleicht laden die Langen-Messer ihre Gewehre nicht stark, aber wenn — "

Hier wurde der kühne Redner unterbrochen, und da seine Ansichten weit über die Begriffe der Mehrzahl seiner Hörer hinausgingen, so erregten seine Worte allgemeines Mißfallen. Langsam und schwerfällig hatte der Pezhutah Wechaschtah sich aufgerichtet, als er den schwarzen Falken unterbrach. „Warte," rief er, „die Wolke, die meinen Geist umnachtete, ist fortgezogen, aber der Blitz, der ihn erhellte, flammt noch. Der lügnerische Geist, der mir sagte, wohin die Pferde gebracht wurden, hat mir auch gesagt, was Du im Begriff standest, vorzubringen. Du wolltest mich auffordern, mich Deinem Schusse preiszugeben, und dadurch beweisen, daß der große Geist nicht über mich wacht. Ich weiß, warum Du meinen Tod suchest, aber obwohl Dein Herz schwach ist und Du betrogen, fordere mich nicht zu dem Versuche auf."

„Ich fordere Dich dazu auf," entgegnete der schwarze Falke hartnäckig.

„Es sei denn," erwiederte der Magier, und sich zu dem Weibe seines Gegners mit einem Blicke des Einverständnisses wendend, befahl er ihm, seines Gatten Gewehr zu holen.

„Es war heute Morgen scharf geladen," sagte der Krieger, „und wenn die Kugel ihn nicht verwundet, so sind meine Hand und meine Augen nicht besser, als die einer alten Frau."

Sein Weib reichte ihm das Gewehr, und nur zwanzig Schritte weit von dem Laufe desselben bot ihm der Zauberer seine breite Brust offen dar. Alle Ermahnungen der Anderen fruchteten Nichts; der Pezhutah Wechaschtah stand unbeweglich und der schwarze Falke prüfte sorgfältig das Schloß seiner Flinte. Langsam schlug er an und zielte; der Zauberer stand noch immer fest wie ein Fels. Nun drückte Jener ab, deutlich hörte man das Pfeifen der Kugel durch die Prairie, aber der Zauberer blieb aufrecht stehen, unberührt und ohne eine Miene zu verziehen. Ein allgemeiner Schrei des Erstaunens und der Bewunderung drang zum Himmel empor.

„Da ist irgend ein Kunstgriff im Spiel,“ sagte der schwarze Falke tief gedemüthigt. „Hat mein Auge seine Schärfe oder meine Hand ihre Sicherheit verloren? Wir werden sehen.“

Bei diesen Worten wandte er sich zu seinem Weibe, das neben ihm stand, sein Pulverhorn und seinen Beutel mit Kugeln haltend, und ließ sich eine andere Kugel geben, die er in seine Flinte lud. Dann scharrte er einen Haufen Schnee zusammen, gerade da, wo der Arznei-Mann gestanden, steckte die Schaufel hinein, schoß und traf das Ziel.

„Seht,“ sagte der Pezhutah Wechaschtah, „das todte Holz blutet über Deine Ruchlosigkeit.“

So war es wirklich. Die Kugel war abgeprallt und hatte einen dunkeln rothen Flecken zurückgelassen. Alle Anwesenden verstummten vor Erstaunen. — „Gibst Du nun Deine Absicht auf, nach Pembina zu gehen?“ fragte der Magier.

„Ich habe es gesagt und ich werde gehen,“ erwiederte Jener.

„Der Fuß, der diese Straße wandelt, kehrt nicht wieder. Der Geist, der niemals lügt, hat es gesagt,“ versetzte der Zauberer.

„So wird er auch gesagt haben, daß ich bereit bin und entschlossen, mein Leben zu wagen,“ antwortete der Krieger, der nun sein Antlitz mit Ruß schwärzte, seine Waffen ordnete, andere Mokkassins anlegte und fortzog, seinen Todtengesang singend, denn er ahnete doch, daß er

zum letzten Male den Pfad des Krieges wandle. Wenige Tage nachher fand man ihn in einem Walde. Seine Beine waren furchtbar geschwollen und sein ganzer Körper purpurroth. Der Frost hatte sichtbar die gänzliche Zersetzung verhindert.

Der Frühling näherte sich und es war dem Pezhutah Wechaschtah noch nicht gelungen, sich mit der Tochter des Häuptlings zu vermählen, „denn," sagte der alte Vater, „sie ist mit Dahkinkiah verlobt und er erklärt, es würde mein Tod sein, wenn ich sie einem Anderen gäbe. Er ist das Ebenbild seines Bruders, des schwarzen Falken, und er hält sein Wort. Ich möchte Dir rathen, Dich vor ihm zu hüten; er betrachtet Dich als die Ursache von seines Bruders Tode, und Du thust wohl, wenn Du ihn nicht reizest." So wich er der furchtbaren Verwandtschaft aus, obwohl des Pezhutah Wechaschtah Ansehen noch gestiegen war durch die Entdeckung, daß eine Gesellschaft Amerikaner die Pferde gestohlen hatte. Diese hatten Hornvieh durch die Prairies von Charenton am Missouri nach Pembina getrieben und auf ihrem Rückwege sich der Pferde als einer guten Beute bemächtigt. Wie der Arznei-Mann dahinter gekommen und auf welche Weise er durch die Mokkassins dem schwarzen Falken den Untergang bereitet, das mögen seine Geister wissen. Sein Stamm sah nur den Zauberer in ihm.

Auf seinen einsamen Streifzügen traf der Arznei-Mann einst einen dritten Bruder des schwarzen Falken, der den ganzen Winter bei den Sioux am Mississippi zugebracht hatte und nun zu den Seinigen zurückkehrte. Der Pezhutah Wechaschtah war der Erste, den er von seinem Stamme sprach. Nach einer kurzen, aber wichtigen Unterredung wandte sich der Jüngling, um seinen Weg fortzusetzen, als der Magier ihm verrätherisch einen Schuß nachsandte, der ihn auf der Stelle tödtete. Der Schiannefluß hatte seine Ufer damals überschwemmt und wälzte große Eisschollen mit sich, von denen die stärksten Bäume umgerissen und fortgetrieben wurden. Der Zauberer warf den Leichnam des Ermordeten in den wüthenden Strom, und dieser war bald zwischen dem Eise zermalmt.

Bald nachher hatte der Pezhutah Wechaschtah eine seiner regelmäßigen Visionen, in der er das gänzliche Erlöschen von des schwarzen Falken Geschlechte prophezeite und darauf hindeutete, daß dem Häuptling des Stammes mit den Seinen dasselbe Unglück drohe, wenn dem Willen des großen Geistes nicht augenblicklich Folge geleistet würde. Der alte Häuptling war dadurch sehr geängstigt und wußte sich nicht zu helfen. In der einen Schale der Wage lagen Dakinkiah's Zorn, seiner Tochter Neigung und sein eigenes Versprechen — in der anderen abergläubische Furcht, Drohungen und Geschenke. — Endlich suchte er in seiner Noth den Magier auf.

„Ich möchte Dir meine Tochter geben," sagte er, „aber wahrlich, ich wage es nicht. Obwohl ich alt bin, ist mir doch das Leben lieb, und meine Tage würden gezählt sein, wenn ich das Geschlecht des schwarzen Falken absichtlich beleidigte. Du hast selbst ausgesprochen, es sei der Wille des großen Geistes, daß Du Dich mit meiner Tochter vermählest. Nun gib mir einen solchen Beweis des göttlichen Willens, daß der ganze Stamm Wehe über den schreit, der ihm zuwiderhandelt."

„Wenn ich das thue, wirst Du mir dann Folge leisten?"

Der Häuptling versicherte es auf das Bestimmteste.

Noch an demselben Abende versammelten sich die Aeltesten des Stammes in dem Zelte des Pezhutah Wechaschtah. Sein Nebenbuhler war auch gegenwärtig. Die Pfeife ging rund. Dann stand der Magier auf und sagte:

„Dieser alte Mann hat von mir einen offenbaren und sicheren Beweis gefordert, daß die Vermählung seiner Tochter mit mir des großen Geistes ausdrücklicher Wille sei. Wenn ich ihm einen solchen Beweis gebe, wollt Ihr dann sämmtlich einwilligen, daß sie mein Weib werde?"

Alle willigten unter dieser Bedingung ein.

„So hört. Ihr wißt, daß ich seit langen Jahren nicht in der unteren Gegend war, sowie, daß seit drei Vierteljahren Niemand von dort

her zu uns kam. Wenn ich Euch sage, was sich dort an einer besondern Stelle findet, werdet Ihr mit solchem Beweise zufrieden sein?"

Alle stimmten bei und der Liebhaber fügte hinzu: „Ja, denn das ist unmöglich!"

„Wohl denn, so nennt die Stelle."

Dies wurde abgelehnt, da Keiner von ihnen die Gegend hinlänglich kannte.

„So muß ich also den Ort selbst bezeichnen. Sechs Schritte nach Mitternacht von der Stelle, wo der zweite Bach den Weg durchschneidet durch das freie Holz, wenn Ihr von der Prairie der Pfeile kommt, steht eine hohle Eiche. Sendet einen Boten hin; er wird in dem Stamme eine Decke, einige Pfeile, ein Pulverhorn und noch mehreres Andere finden." Er bezeichnete nun noch die einzelnen Stücke näher und Dahkinkiah selbst gestand, daß, wenn sich das Alles genau so verhalte, dies vollkommen genüge.

Ein Bote wurde dahin abgesandt und kehrte binnen vier Wochen mit den Sachen, die er sämmtlich an der bezeichneten Stelle gefunden, zurück. Jetzt stand der Hochzeit Nichts mehr im Wege. Die Gäste wurden eingeladen und die Jungfrau begab sich, nach der Sitte der Squaws, in den einsamen Wald, um zu weinen und auf immer von ihrem früheren Geliebten Abschied zu nehmen.

„Er muß einen Geist haben, der ihm dienstbar ist," sagte die trostlose Braut.

„Es muß ein böser Geist sein," entgegnete der Krieger; „denn nie hörte ich, daß er Jemandem Gutes gethan. Es würde ein großes Glück sein, wenn man ihn aus unserem Stamme vertriebe."

„Wenn es ein böser Geist ist," erwiederte die Jungfrau, „so hat man ihn nur noch mehr zu fürchten."

„Hätte sich mein Bruder vor bösen Menschen oder Geistern gefürchtet," versetzte Dahkinkiah, „so lebte er noch. Es gibt keine Feiglinge in meinem Geschlechte, Wenuna."

Bei diesen Worten trennten sie sich.

Am nächsten Tage fand die Feier Statt. Das Mahl war bereitet und die Pfeife geraucht. Nichts blieb mehr übrig, als die Braut gewaltsam nach dem Zelte des Bräutigams zu bringen. Dies geschah und der Magier folgte alsbald nach.

Als er eintrat, fand er die Tochter des Häuptlings im Dunkeln, aber nicht in der Einsamkeit. Neben ihr stand ihr Geliebter mit gespanntem Bogen, auf dem ein spitzer Pfeil lag. Er erinnerte sich des Versuches, den sein Bruder gemacht, und traute dem Schießgewehr nicht. So wie die Gestalt des Pezhutah Wechaschtah den Eingang verdunkelte, flog diesem der Pfeil bis an das Gefieder in die Brust.

In der Nähe stand ein Pferd an einen Baum gebunden. Dahkinkiah schwang sich hinauf, hob die Braut zu sich und war lange in Sicherheit, ehe man des Zauberers Schicksal entdeckte.

Der Verwundete überlebte seine Hochzeitsfeier nur drei Tage und beharrte bis zum letzten Augenblicke dabei, daß er von der Hand des bösen Geistes gefallen sei. Nach seiner eignen Angabe ward er auf ein lebendes Pferd gesetzt und mit diesem auf der Spitze eines Hügels, der weithin die Gegend übersieht, begraben. Noch jetzt wird diese Stelle dem Wanderer gezeigt als das Grab des Arznei-Mannes.

Verbrennt! denn Ihr habt mich unglücklich gemacht.

Siebentes Kapitel.

Die Fortsetzung aus Franzens Tagebuch. Ein Auto da Fé. Allerlei andere schauerliche und merkwürdige Dinge und Begebenheiten.

In Franzens Tagebuch nun heißt es ferner nach der Stelle: „Wie lang ist diese Nacht!“

Indem ich dies sagte, packte ich alle Bände jener unglücklichen Sammlung der wichtigsten Land- und Seereisen, die ich fortan nur als eine Sammlung abscheulicher Land- und Seelügen betrachtete, zusammen und warf einen nach dem andern in den Ofen.

„Verbrennt!“ rief ich, „denn Ihr habt mich unglücklich gemacht.“

Es gab ein schönes helles Feuer. Als die Flamme Alles aufgezehrt hatte, athmete ich freier und zündete mir lustig meine Pfeife mit einem herausgefallenen Blatte dieser Münchhausiaden im großen Style an.

Aber die Spannung dauerte nicht lange. Der gewaltsame Bruch mit meinen bisherigen Beschäftigungen, Plänen und Träumen hatte mich heftig erschüttert und der rasche Uebergang von der quälendsten Unruhe zur lachenden Perspective des an Glück so reichen folgenden Tages meine Kräfte aufgerieben.

Ohnmächtig sank ich in meinen Lehnsessel. Der Kampf war zu hef-

tig gewesen für meine Constitution. — Als ich wieder zu mir kam, stürzte ein Thränenstrom mir aus den Augen.

Der Wind brauste durch die Wipfel der mit Reif und Schnee bedeckten erstarrten Bäume vor meiner Wohnung und schüttelte die Aeste, daß sie knarrten und dröhnten.

Rund um mich her aber herrschte, wenn der Sturm schwieg, eine Todtenstille, und man hörte deutlich das leise Knistern, das der Frost in den Krystallen der Fensterscheiben hervorbringt, indem er tausend und aber tausend seltsame Figuren dort bildet.

Ich legte die letzten Scheite Holz in den Ofen .... Meine müden Augen blickten wider meinen Willen nach den seltsamen Figuren der Fensterscheiben. Der Rauch meiner Pfeife, der in bläulichen Wolken zwischen ihnen und mir emporstieg, schien ihnen ein wunderliches Leben zu verleihen.

Bald sah ich ungeheure Felsen, die sich wie riesenhafte überhängende Bogen wölbten.

Dann wieder lange, dunkle, mit dichtem Schnee bedeckte Tannenwälder.

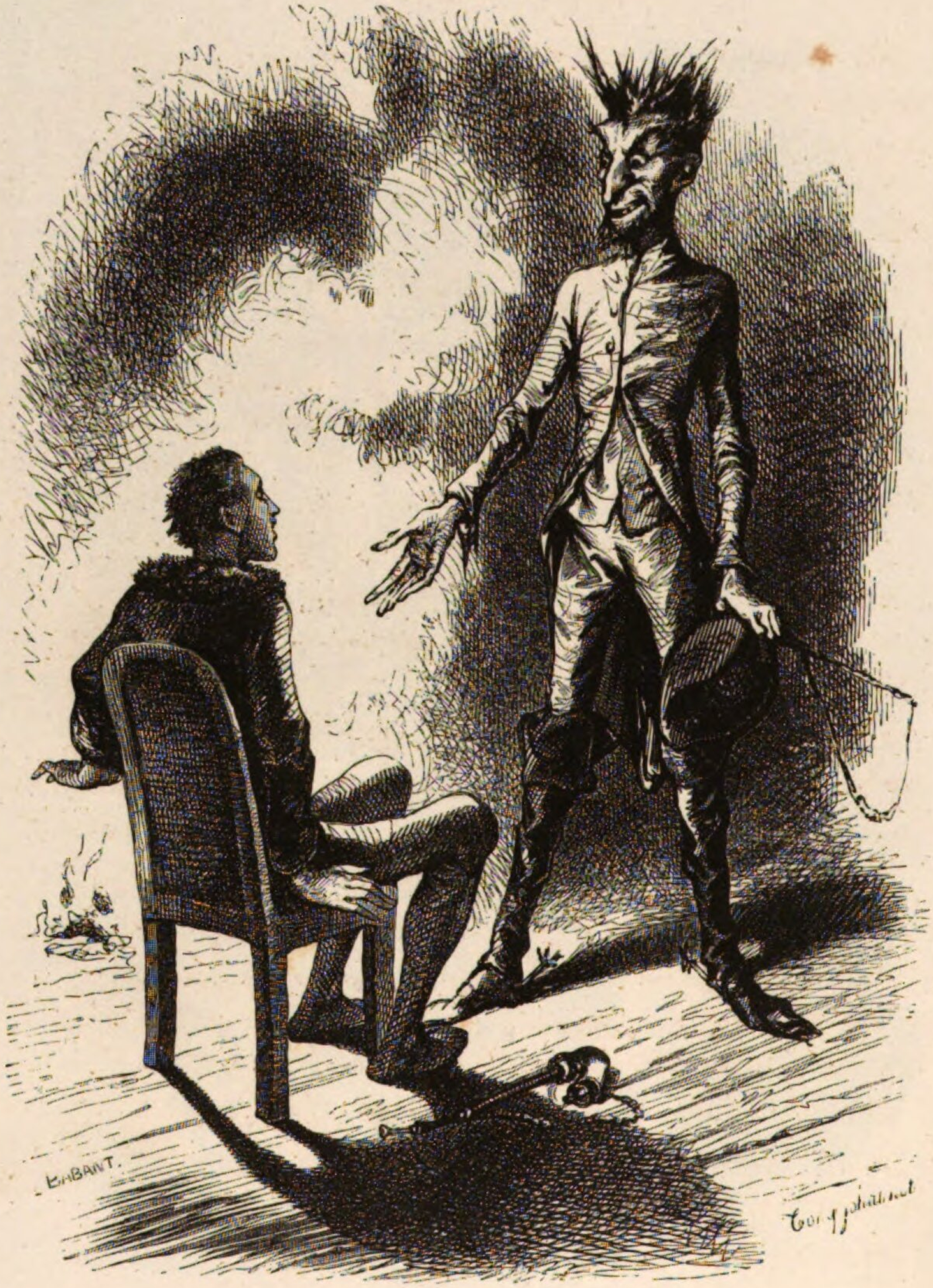
Gleich darauf drang ich in unendliche Bergschluchten ein, die sich immer weiter zogen, je tiefer ich kam. — Und Alles war bald mit namenlosen Wesen, mit seltsamen Gestalten bevölkert, die sich hier schweigend aber voll rastloser Eile in geschlossenen Kreisen drehten, dort in einem wilden Durcheinander auf sich einstürmten; bald aber auch war es nur eine wilde, wüste Einöde, ohne die mindeste Spur von Leben.

Der finstere Anblick dieser unbeweglichen Natur weckte tausend verwirrte Erinnerungen in mir, wie von einer Welt, die nicht mehr vorhanden ist.

War denn diese von dem Froste überfallene Vegetation mit ihren eleganten, aber unter ewigem Winter erstarrten Formen nie jung, frisch und grün gewesen?

Der finstere Anblick weckte tausend Erinnerungen in mir.

Der Wächter auf dem alten Thurme stieß zwölf Mal in sein Horn.



Walter aber schien so entstellt.

Mir war zu Muthe, als sähe ich das Phantom aller meiner schönen und glänzenden Reiseträume; meine Erinnerungen wurden zu Visionen, meine Blicke verdunkelten sich und meine Lampe warf ein blendendes Licht auf alle diese Gegenstände. Mich durchschauerte ein eisiges Frösteln.

Das Feuer im Ofen erlosch und ich fühlte nicht die Kraft in mir, es wieder anzuzünden.

Meine erstarrten Glieder weigerten sich, mir zu gehorchen, und ich fuhr fort, mechanisch in den weiten Einöden umher zu irren, die sich vor mir geöffnet hatten. Allmälig versank ich dann in ein ruhiges und tiefes Träumen.

Die Stille um mich her wurde immer größer; bald hörte ich weder draußen den Wind mehr, noch jene geheimnißvollen Stimmen, die gewöhnlich hinter den halbverbrannten Kohlen eines erlöschenden Feuers zu flistern pflegen.

Endlich herrschte die Stille überall. Der Wächter auf dem alten Thurme stieß zwölf Mal in sein Horn. Es war Mitternacht.

Ich hörte nun Nichts mehr und schlief ein.

Plötzlich fuhr ich aus meinem Schlummer auf. Ein kurzer, rascher Schlag wurde an meine Thür gethan. — Erschreckt rief ich: „Herein!"

Kaum hatte ich dies Wort so höflich wie möglich für einen plötzlich aus dem Schlaf gestörten Menschen ausgesprochen, als ich auch schon — nicht ohne Furcht — bemerkte, daß ich nicht mehr allein sei . . . .

Und doch war der späte seltsame Gast Niemand Anderes als Walter — mein guter lieber Walter — dasjenige Wesen, das mir nach Maria das Liebste auf der Welt war.

Walter aber schien so bleich, so entstellt, so ganz anders als gewöhnlich, daß sein Geist, wäre er gestorben und aus dem Grabe gestiegen, um mich zu besuchen, ebenso hätte aussehen müssen.

Achtes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. Fortsetzung. Wer Walter eigentlich war und warum man abreist, wenn man bleiben sollte.

Walter war der beste und der traurigste Junge, den es auf der ganzen weiten Welt gab; der Beste, weil er ein ganz vortreffliches Herz besaß, der Traurigste, vielleicht gerade wegen seines Herzens.

Auf dieser Erde, die eben kein Paradies ist und, wie ich fürchte, es auch niemals sein wird, ist man nie ungestraft gut. Diejenigen, die es sind oder waren, können das bezeugen und werden leicht begreifen, was Walter's unendliche Herzensgüte ihm mußte gekostet haben.

Aber das war seine geringste Sorge. Wie die Blumen Jedem ihren Duft spenden, ohne Jemanden zu wählen oder vorzuziehen, ebenso hatte mein Freund seit seiner frühesten Jugend, trotz allen Rathschlägen, ja mitunter sogar aller Vernunft zum Trotz, sein Herz rechts und links aufs Gerathewohl verschenkt.

Seiner Meinung nach kam es überhaupt nur darauf an, daß man zu irgend etwas gut sei. Aber ach! wenn man auch noch so gut ist, man müßte es immer noch etwas mehr sein, damit Einem die Leute das Gute, das man thut, vergeben. Ich verleumde leider Niemand, indem ich das sage. Wie Viele hatte nicht auch er durch seine Art und Weise zu Undankbaren gemacht!

Walter war der beste und der traurigste Junge.

Wenn man ihm das bewies, so antwortete er auch blos: „Sie haben nicht Unrecht, nur bedürfen sie meiner nicht mehr.“

Seine zu große Herzensgüte und die Undankbarkeit der Menschen erzeugte natürlich jene Traurigkeit in ihm, welche seine wahren Freunde stets, selbst durch seine Freude hindurchschimmern sahen. Deshalb brachte er aber sein Leben doch nicht in Thränen, Verzweiflung oder gar mit lauten Klagen hin. Im Gegentheil. Denn wenn er gleich großes Mitleid mit Anderen hatte, so hatte er doch keins mit sich selbst, und trafen die Schläge des Geschickes nur ihn allein, so verwünschte er, mochten dieselben auch noch so hart sein, ganz verschieden von Adams übrigen Söhnen, nicht einmal sein Schicksal.

Was ihn jedoch eigentlich quälte, das konnte Niemand sagen.

War er verliebt? War er es nicht? Das Eine ist eben so schlimm, wie das Andere. Gewisses wußte man indessen nicht darüber.

Uebrigens wird ihn Niemand aus dieser Schilderung erkennen, und ich habe daher Unrecht gehabt, sie so auszudehnen *).

Wie dem auch sei, ehe ich weiter erzähle, will ich noch bemerken, daß ich neben meiner Liebe zu ihm noch eine große Ehrfurcht vor ihm hegte, wie man sie immer vor Leuten hat, die zu schweigen verstehn, und daß er zu gewissen Zeiten eine bedeutende Herrschaft über mich ausübte.

Er war es auch, der mich mit der unseligen Reiselust angesteckt hatte, die meinem Glücke so verderblich zu werden drohte. Mit ihm und um bei ihm zu sein, durchstreifte ich die weite Welt.

Als ich ihn daher plötzlich wiedersah, ihn, den ich so fern glaubte, konnte ich ein Gefühl des Schreckens nicht bemeistern. Denn, wenn er ankam, so geschah es gewöhnlich nur, um gleich wieder abzureisen. Und reiste Walter, so war ich nahe daran, dasselbe zu thun.

---

*) Wir fügen hier ein Portrait Walter's bei, das an dieser Stelle in Franzens Tagebuch lag und ihm früher sehr ähnlich gewesen sein soll.

Wirklich war er auch gestiefelt, gespornt, in Reisekleidern, die Reitgerte in der Hand, kurz wie Jemand, der im Begriff ist, sich auf den Weg zu machen.

Meine Verlegenheit ist groß: denn — werde ich je wagen, es zu gestehn? — so wie ich ihn erblickte, wachten alle in meinem Herzen schlummernden Erinnerungen meines Wanderlebens wie durch einen Zauberschlag wieder auf. Er machte mir nur ein stummes Zeichen; auf der Stelle sprang ich vom Sessel auf, an den seine urplötzliche Erscheinung und die Veränderungen, die ich in seinem Wesen wahrgenommen, mich bis dahin gefesselt hatten. Ich gehorchte, wie wenn Gott selbst mir den Befehl gegeben, und — reiste ab.

Wenn Ihr mich nach dem Grunde dieser wahnsinnigen Handlung fragt, so kann ich Euch nur sagen: Fragt die vorüberziehende Wolke, warum sie sich vom Winde treiben läßt? Fragt den fortfliegenden Vogel, warum er sein Nest meidet? Fragt den girrenden Tauber, was ihn von seiner zärtlichen und treuen Taube entfernt? Kurz, fragt jedes Geschöpf, das freie Wahl hat zwischen dem Guten und dem Bösen, warum es das Letztere wählt, obgleich es das Böse haßt und sein eigenes Verderben vor Augen sieht?

Erhaltet Ihr keine Antwort, so gestattet mir, Euch zu fragen, wie Thorheiten geschehn und ob Du selbst — mit Deiner Erlaubniß, freundlicher Leser — nie strauchelteſt auf dem steinigen Pfade des Lebens, wo doch, wie man zu sagen pflegt, auch der sicherste Fußgänger sich sieben Mal täglich verirrt?

* * *

Es gibt Leute, die zu gewissen Zeiten von Allem scheiden, von Freundschaft, Liebe, Ruhe und Vaterland, und über das Weltmeer fahren, um mit Gefahr des eigenen Lebens auf dem Gipfel des Chimborasso, der sich zwei und zwanzigtausend Fuß über der Meeresfläche erhebt, einen chimärischen, unfindbaren Schmetterling zu fangen.

Ehemals gab es sieben Sterne, die das sogenannte Siebengestirn bildeten, jetzt sind ihrer nur noch sechs; wohin ist der siebente gegangen?

Eva aß die verbotene Frucht, die ihr, das ist wahr, von einer Schlange aufgeschwatzt wurde.

Pandora hatte die Neugier, eine Büchse zu öffnen, von der sie wußte, daß nichts Gutes darin sein konnte. Warum that sie das?

Diocletian wurde Gärtner.

War es nur der Glaube, der die Kreuzfahrer nach dem gelobten Lande trieb?

Warum ließ sich Karl V. lebendig zu Grabe tragen?

Die Königin Christina verließ ihren Thron und Schweden, um am Hofe zu Versailles zu tanzen, wo man fand, daß sie sehr schlecht tanze. Warum that sie das?

Bereiste der Verstorbene England bloß, um es in seinen Briefen zu schildern, und ging Semilasso nur nach dem Orient, um Pferde zu kaufen?

Hat Goethe blos deswegen den zweiten Theil seines „Faust" gedichtet, um Viel hinein zu geheimnissen?

* * *

Gebt mir die Lösung zu diesen Räthselfragen, so will ich Eure Fragen beantworten. Ich weiß Euch Nichts zu sagen, als daß man Mysterien Mysterien sein lassen muß. — Kurz, ich reiste ab, statt da zu bleiben.

* * *

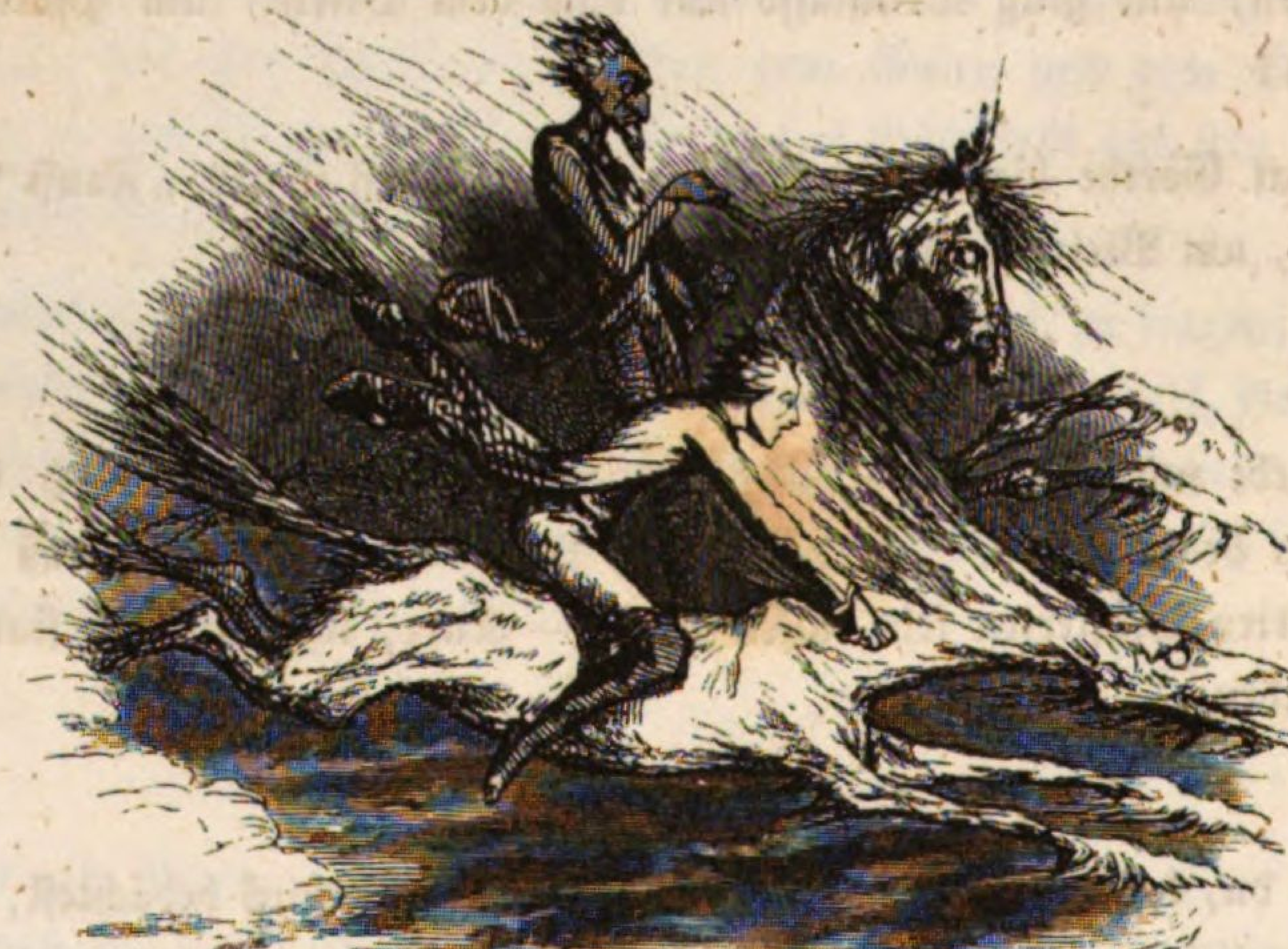
O du, der du abreisest! Wenn du einen Augenblick bedächtest, daß, was du liebst, und von dem du dich trennst, ohne dich und fern von dir sterben könnte, würdest du abreisen?

Als ich im Begriff war, über die Schwelle meiner Thür zu treten, kam mir dieser Gedanke. Und dennoch . . .

Aber ich muß Alles bekennen, Gutes wie Böses; ich blieb einen Augenblick erschreckt stehen, kehrte wieder um und warf noch einen Blick auf das weiche Nest, wo ich meine süßen Träume von Glück ausgebrütet hatte, von denen ich fühlte, daß ich sie alle zurückließ. — Mechanisch — nein, durch eine Eingebung meines guten Engels — nahm ich aus dem Glase auf dem Tisch einen Strauß von Blumen, die Maria in ihrem Zimmer gezogen zu ihrer Winterfreude und mir gegeben hatte. Ich barg sie auf meiner Brust wie ein Amulet gegen den bösen Dämon — des Reisens.

Dann folgte ich Walter. — Vor der Thür warteten Pferde auf uns. Ich gewahrte sie kaum, als mein Freund auch schon im Sattel saß.

Die Rosse sahen sehr böse aus, aber Walter flößte mir Muth ein, und fort ging es nun, wie auf den Flügeln des Sturmes.



Sie sang gleichsam prophetisch.

Neuntes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. — Fortsetzung. — Maria's Klage.

Um aus der Stadt zu kommen, mußten wir bei der Geliebten Wohnung vorüber.

Das Fenster ihres Zimmers war nicht durch einen Vorhang verhüllt, ich blickte hinein und sah das holde Mädchen vor dem Klavier sitzen, das sie von ihrem Oheim, dem Organisten, geerbt hatte.

Sie sang, gleichsam prophetisch:

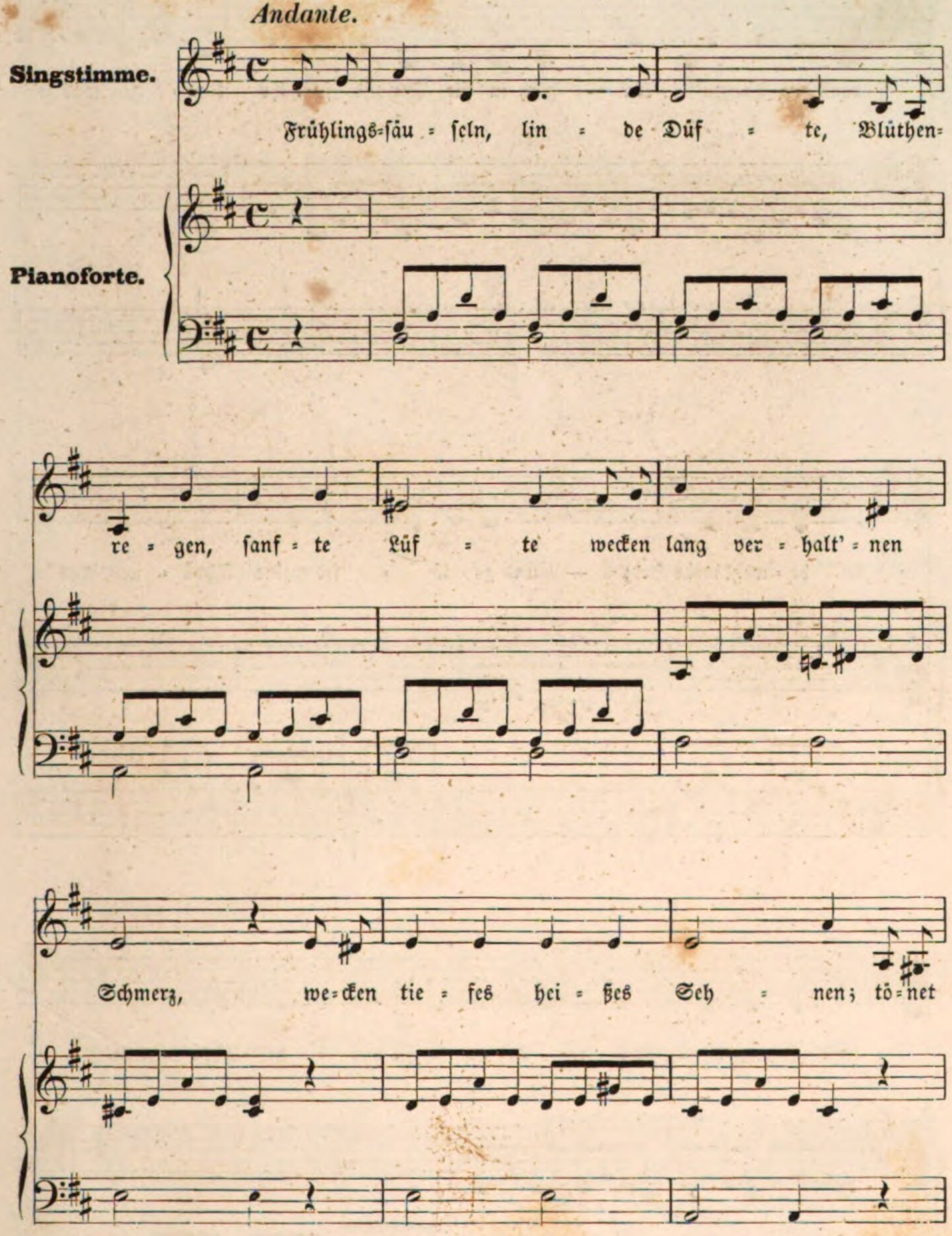
Das Lied von der Treue.

Frühlingssäuseln, linde Düfte,
Blüthenregen, sanfte Lüfte
Wecken lang' verhalt'nen Schmerz,
Wecken tiefes heißes Sehnen.
Tönet denn, ihr Trauerklagen,
In die Ferne sollt ihr tragen,
Was so trüb' bewegt mein Herz
Und gelöset meine Thränen.

Halte fest in Deinem Innern
Süßer, sel'ger Zeit Erinnern,
Dich beherrschet sonst der Gram, ach!
Der, mein Erbtheil, Dir geblieben.
Denke, was Dir auch begegnet,
Daß die Gottheit Alle segnet,
Denen sie die Hoffnung nahm, ach!
Durch die Treue wunderbar.

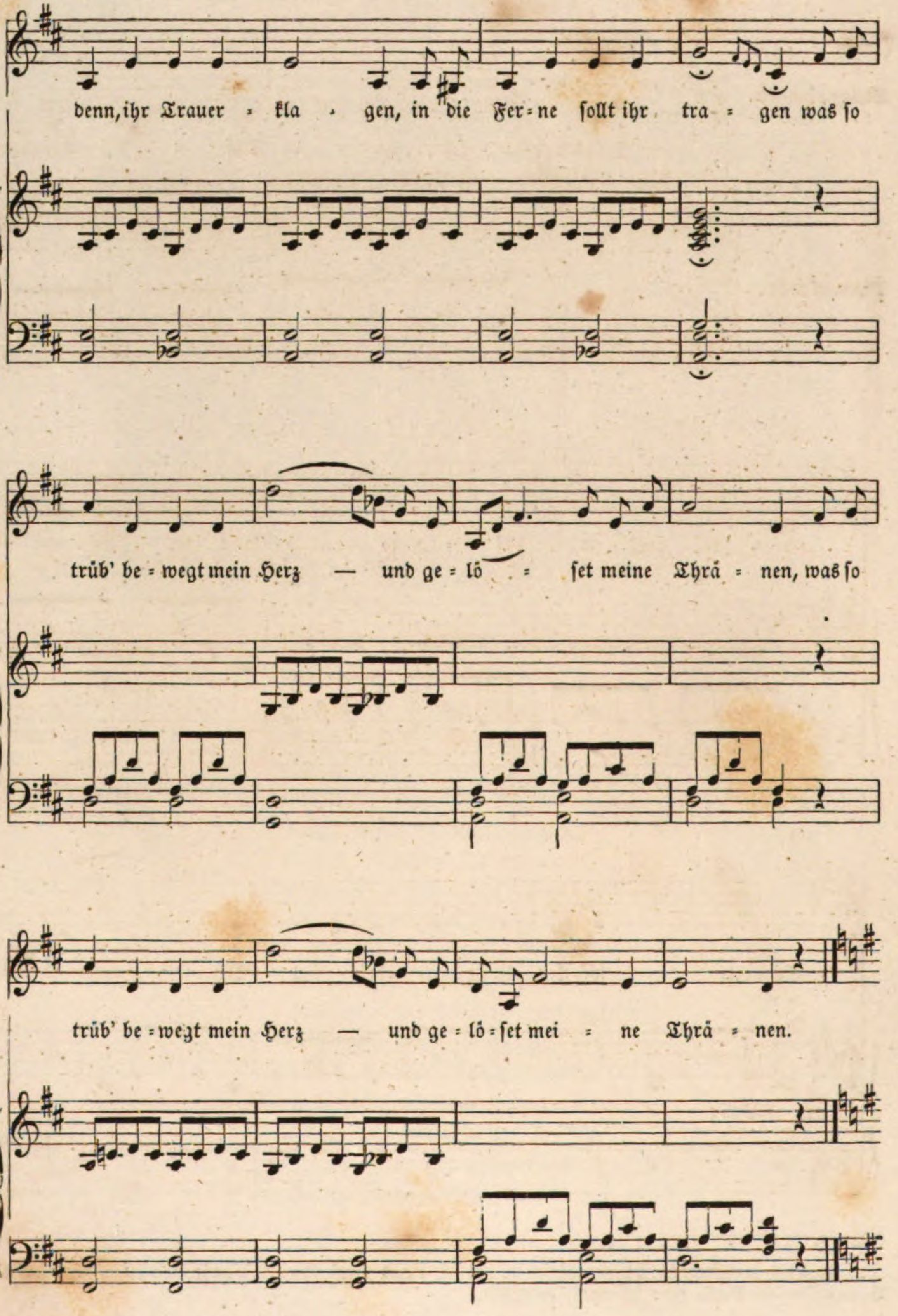
Keine Freude beut das Leben!
Was kann mir die Welt noch geben?
Jeder Tag bringt neues Leid,
Neuen Kummer, neues Grämen.
O daß Du von mir geschieden,
Raubt mir meiner Seele Frieden.
Ist die Welt denn gar zu weit
Uns zusammen aufzunehmen?

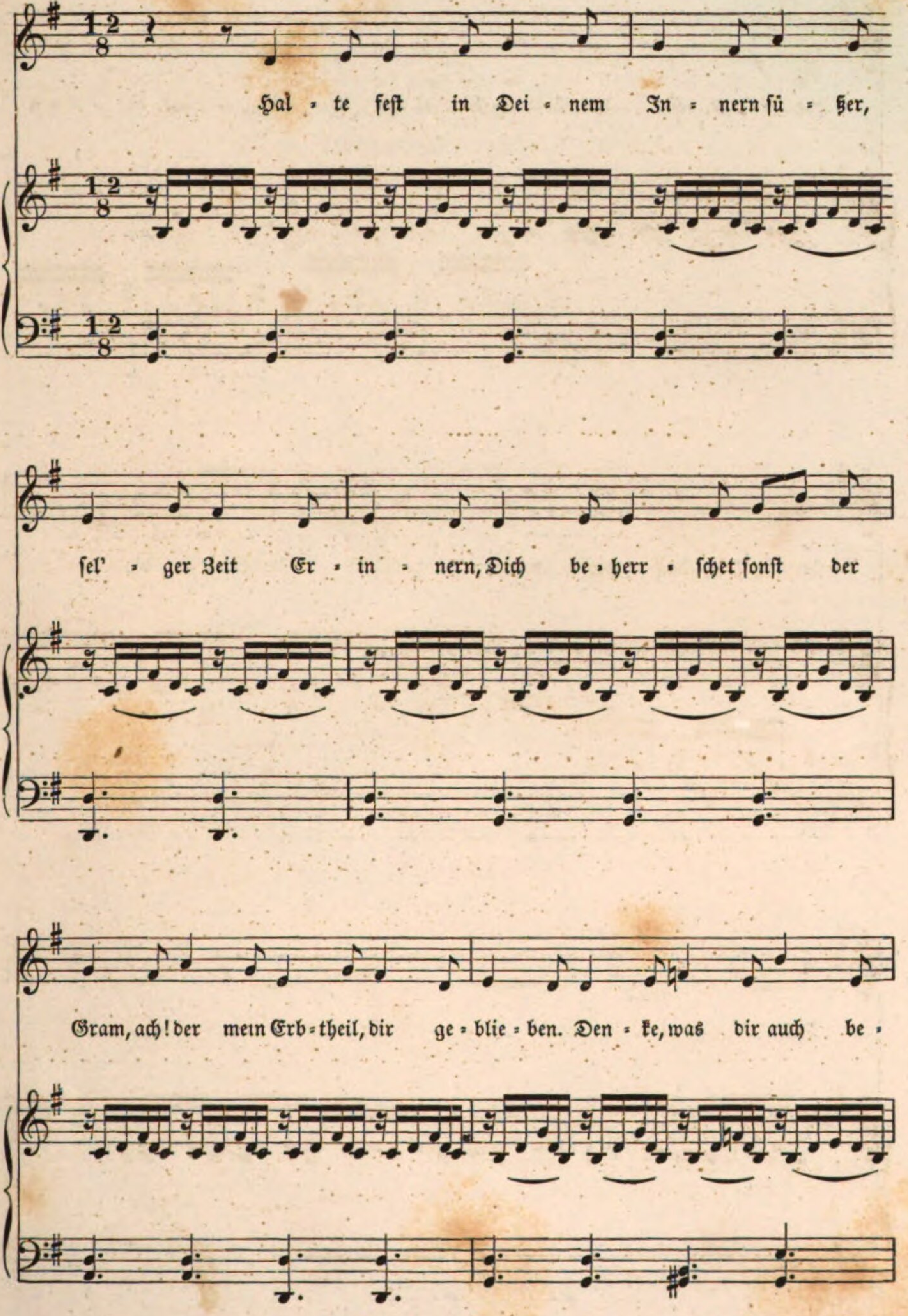
Das Lied von der Treue.*)

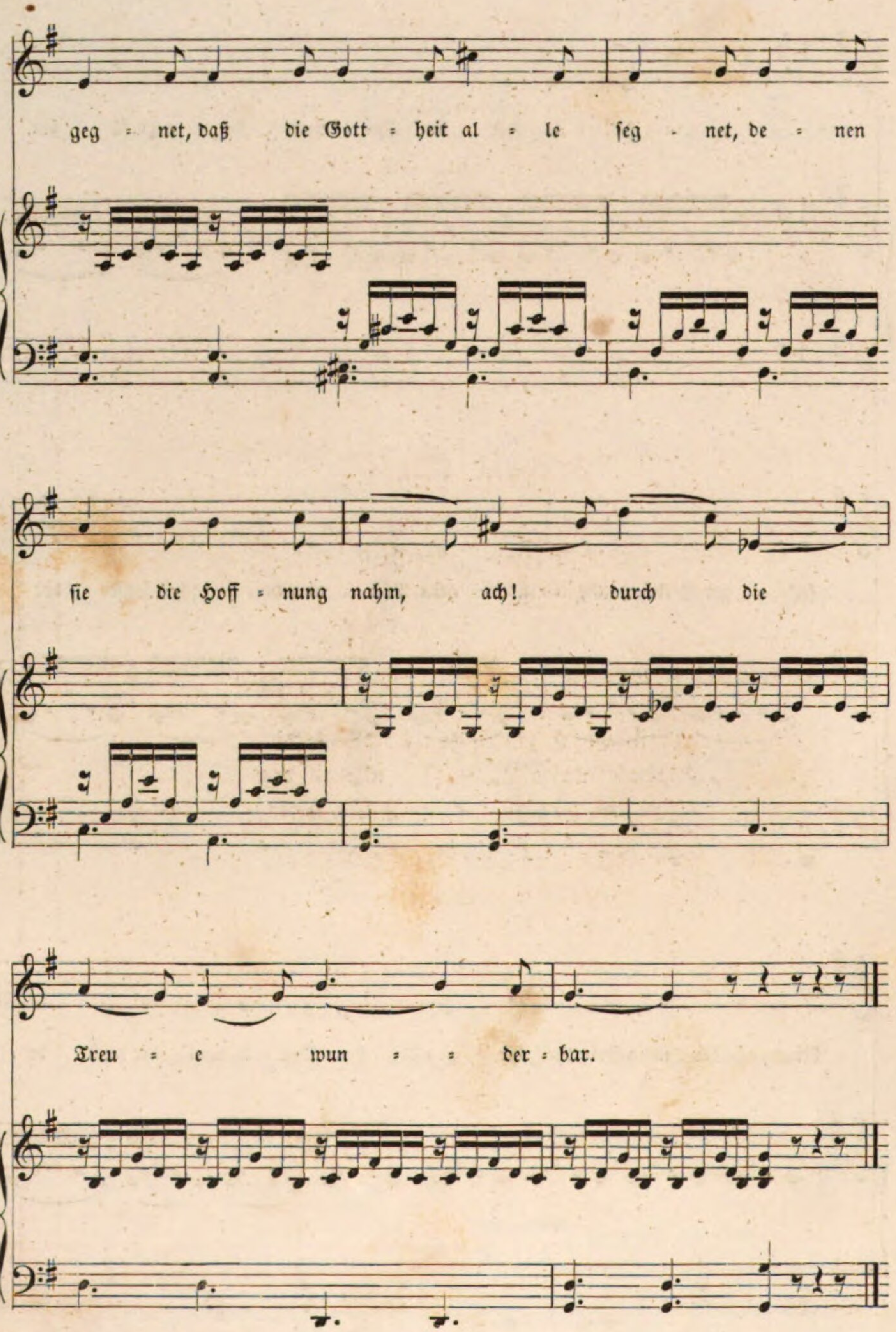


---

*) Das muſikaliſche Thema dieſes Liedes iſt einer meiſterhaften Compoſition für die Violine, Souvenirs de Paris von Moralt, entlehnt.


denn, ihr Trauer = kla = gen, in die Fer = ne sollt ihr tra = gen was so
trüb' be = wegt mein Herz — und ge = lö = set meine Thrä = nen, was so
trüb' be = wegt mein Herz — und ge = lö = set mei = ne Thrä = nen.


Hal - te fest in Dei - nem In - nern sü - ßer,
sel' - ger Zeit Er - in - nern, Dich be - herr - schet sonst der
Gram, ach! der mein Erb - theil, dir ge - blie - ben. Den - ke, was dir auch be -


geg = net, daß die Gott = heit al = le seg - net, de = nen
sie die Hoff = nung nahm, ach! durch die
Treu = e wun = = der = bar.

Treue stieg vom Himmel nieder,
Brachte sel'gen Frieden wieder,
Als die Lüge sich gesellt, ach!
Zu der Menschen heißem Lieben.
O wie oft bringt tiefes Leiden
Rasch Vergessen, banges Meiden!
Gräßlich wär' es auf der Welt, ach!
Ohne Treue, fest und wahr.

Zehntes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. Fortsetzung. Reue, Mondschein, die Alte in der Hütte und ein Waldmärchen, nebst einigem guten Rath.

Das sang Maria und ich . . . . sprengte vorüber.

Jeder Ton, jedes Wort dieses süßen, sehnsüchtigen Liedes weckte Erinnerungen und Reue in mir. — „Maria! Maria!" rief ich verzweifelnd, „ich verlasse Dich und doch liebe ich Dich!"

Bald erreichten die Klänge nicht mehr mein Ohr. Entsetzt bemerkte ich, daß uns tiefes Schweigen eben so einhüllte, wie die immer mehr überhand nehmende Dunkelheit, und daß die Erde stumm zu bleiben schien unter den Hufschlägen unserer Rosse. Wir ritten immer rascher, als ob ein unsichtbarer Stachel unsere Gäule spornte.

„Freund!" sagte ich leise, ganz leise zu Walter, denn es schien mir verwegen, diese furchtbare Stille zu unterbrechen — „mein theuerer Walter, wohin geht unsere Reise?" — Aber er hörte mich nicht.

Ein Mondstrahl brach durch die dunkeln Wolken und warf einen bleichen Schein auf Walter's Gesicht. Da ergriff mich das Mitleid, als

ich die schrecklichen Verwüstungen sah, die des Freundes ganze Person erlitten hatte. Ein bitterer Zug um den Mund war an die Stelle des sonst so wohlwollenden Lächelns getreten, dessen Anmuth ihm alle Herzen, selbst die verstocktesten, zu gewinnen pflegte. Sein sanftes und edles Gesicht hatte etwas Rohes und Phantastisches angenommen. Er sah zwanzig Jahr älter aus als ich, und doch waren wir an demselben Tage geboren — aber das Unglück zählt die Jahre nicht, und der Schmerz macht noch rascher zum Greise, als sie es thun.

Mir kam es vor — vielleicht irrte ich mich, wie wenn ihm still die Thränen von den Wangen herabrollten. — Armer Freund! dachte ich, aber mir fehlte der Muth, ihn von Neuem zu fragen. — Unsere Reise ging dabei unaufhaltsam weiter.

Ich bin nicht im Stande zu sagen, wie groß die Strecke Weges war, die wir während dieser ewig langen Nacht zurücklegten; ich weiß nur, daß wir uns, nachdem wir Ebenen und Hügel, Bergströme und Schluchten hinter uns gelassen, in einem Walde befanden, wo wir uns gewiß verirrt haben würden, wenn unsere erschöpften Pferde nicht von selbst vor der Thür einer niedrigen Hütte Halt gemacht hätten. Hier wohnte eine alte, vielleicht hundertjährige Frau, die trotz ihrem hohen Alter noch sehr liebenswürdig aussah und uns so freundlich ein Obdach anbot, daß ich nicht umhin konnte zu denken, ein so liebenswürdiges Greisenalter müsse die Belohnung für ein gut geführtes Leben sein.

Als wir uns etwas ausgeruht hatten, erzählte uns unsere Wirthin, die wol sah, mit wem sie zu thun hatte, folgendes Märchen, um uns, wie sie sagte, die Zeit bis zum Anbruch des Tages zu vertreiben.

„Die kleinen Blumen, meine Nachbarinnen haben es mir erzählt" — bemerkte die alte Frau, indem sie das Feuer anschürte — „ihre Großmütter sind die Heldinnen dieser wahrhaften Geschichte, und im ganzen Walde lebt kein Grashalm, der sie nicht kennt und die Richtigkeit derselben nicht bestätigen würde.

Die Blumen des Waldes.

Vor einigen Jahrhunderten kam es den kleinen Blumen, die einsam und friedlich im Walde blühten, in den Sinn, sich über ihre Einsamkeit und ihre Verlassenheit zu beklagen.

„Es ist wahrlich nicht der Mühe werth" — sprachen sie — „hübsch und wohlduftend zu sein, um tief im Walde zu leben und zu sterben, und dem Winde, der nicht einmal weiß, was er damit anfangen soll, unsere süßesten Wohlgerüche geben zu müssen. Wie glücklich sind die Blumen in den Gärten! Sie werden durch die Sorgfalt des Gärtners verschönert; man bewundert sie und ihr Leben ist ein immerwährendes Fest. Unsere Verbannung dauert zu lange, wir müssen uns beklagen und den, der uns erschaffen, bitten, uns auf einen andern Boden zu versetzen; denn hier stirbt man vor Langerweile." —

„Ihr bedenkt nicht, was Ihr sprecht, Kinder! Ihr wollt diesen sichern Aufenthalt verlassen, um mitten in der großen Welt zu leben?" — entgegnete eine schon etwas verwelkte Blume, die nicht ganz ohne Erfahrung war. — „Glaubt mir, was Gott thut, das ist wohlgethan, und hat er uns hieher gepflanzt, so sind wir hier besser aufgehoben, als anderswo. Sagt, wo weilt das Glück, wenn nicht im Schatten dieser schönen Bäume, deren grünes Laub Euch gegen den Nordwind wie gegen die Sommerhitze schützt und das sich nur über Euern Kronen öffnet, um Euch den Himmel sehn zu lassen? Wo findet Ihr diesen wunderbaren Moosteppich wieder, der so schön zu Euern Farben paßt? — Ihr klagt über Eure Einsamkeit! Ist es denn gar Nichts, während des ganzen Tages von stets verliebten Schmetterlingen umgaukelt zu sein und während der Nacht Besuche von den unsichtbaren Geistern zu

Wie glücklich sind die Blumen in den Gärten.

empfangen, die den Wald bewohnen und vor Euch kein Geheimniß haben? Glaubt mir, Kinder! Die Welt ist voller Fallstricke für die armen Blumen. Glücklich sind die, welche, wie wir, in der Einsamkeit leben, wohin nie der Hauch des Bösen drang."

Ein leises Flistern, das von Blume zu Blume eilte, folgte dieser langen Rede. Man kann sich leicht Alles denken, was bei dieser Gelegenheit vorgebracht wurde und mit welcher Geringschätzung die jungen frischen, eben aufgeblühten Blumen die weisen Rathschläge einer verwelkten Schwester aufnahmen. Die Jugend ist sich überall gleich und handelt immer unbesonnen.

Einige unter ihnen jedoch und zwar die vernünftigen, wie z. B. die tugendhafte Kräusemünze, das redliche Farrnkraut und die treue Goldwurz — sagten, obwohl nicht sehr laut, man müsse es überlegen — es sei schon spät — Schlafenszeit — guter Rath käme über Nacht, — die Sache sei zu wichtig, um sie nicht auf die leichte Achsel zu nehmen, und so weiter. — Kurz sie sagten, was man zu sagen pflegt, um Zeit zu gewinnen, wenn man Furcht hat.

Aber die ungeduldigsten Blumen entgegneten, es sei nie zu spät, um etwas Nützliches zu thun, das Leben sei kurz, die Blumen hätten nur ein Heute und kein Morgen und man müsse den Augenblick genießen.

— „Na, ich glaubte, die alte Sauerampferwurzel fände gar kein Ende," — sagte ein dicker Borretsch giftig zu einem Klebkraut, das sich neben ihm schüttelte.

„Beste," bemerkte zu einer Baldrianstaude, deren Leichtfertigkeit bekannt war, ein naseweiser Feldmohn — „wenn man die Gefahr fürchtet, so kennt man sie und ich setze mein röthestes Blatt zum Pfand, die alte Sauerampferwurzel ist in ihrer Jugend einmal in der Stadt gewesen, und einige jener weißen Mohnköpfe, deren Blässe, wie Sie wissen, eine Zeit lang Glück machte, haben ihr die Cour gemacht und sie eingeschläfert."

„Geht mir mit alten Leuten“ — rief ein Studentenkraut, — „die schwatzen immer dasselbe.“

Kurz, wie es stets geschieht, diejenigen, die am besten gethan hätten zu schweigen, führten das große Wort.

Während aller dieser Verhandlungen war die Nacht gekommen und mit derselben ihr Gefährte, der Schlaf. Beide breiteten ihre Fittige über die Natur aus. Schon senkten die kleinen Blumen ihre Kelche der Erde zu und begannen einzuschlummern; es gab sogar mehrere unter ihnen, die bereits fest schliefen.

Aber die Sehnsucht wachte doch in ihnen und trat aus dem Grunde ihrer kleinen, trostlosen Herzen hervor, mit ihren süßesten Düften vermischt; denn der Duft der Blumen ist ihr Gebet und der Weihrauch, den sie dem Himmel darbringen.

An diesem Abende nun stieg derselbe noch lieblicher als gewöhnlich empor und gelangte bis zum Fuße von Gottes Thron, auf den Fittigen der Engel der Blumen dahin getragen.

Gott erhörte die Bitte der Blumen des Waldes und sagte in seiner Gnade und Milde: „Es geschehe also, wie sie es wünschen!“

Augenblicklich wurden alle Blumen, die mit ihrem Schicksal unzufrieden gewesen, durch ein Wunder mitten in die Welt und in einen großen Garten versetzt. — Der Epheu selbst hatte die Ulme, das Schilfrohr das liebliche Rauschen seines Quells und das Immergrün seine süßen Erinnerungen verlassen. Als sie am anderen Morgen bei Tagesanbruch aufwachten und ihre ganz mit Thauperlen bedeckten kleinen Gewänder schüttelten, sahen sie, daß ihr glühendster Wunsch erfüllt war, und fühlten sich so überrascht, daß es ihnen schwer wurde, dies große Glück für wahr zu halten.

„O! wie schön ist es hier!“ riefen sie entzückt, so wie sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatten. „Welcher Unterschied zwischen diesem schönen Garten, der das volle strahlende Licht der Sonne erhält, und

Sie scheinen die Königinnen des Gartens zu sein.

unserem düsteren Walde! Hier kann man wenigstens nach Herzenslust hübsch sein und sich zeigen, sich sehen, lieben und bewundern lassen."

Die Thörinnen! Sie wußten nicht, daß man ach! nicht immer liebt, was man bewundert. Alle hoben stolz die Köpfchen und dehnten sich aus, um größer zu erscheinen und ihren gefährlichen Nebenbuhlerinnen gleich zu kommen. Aber vergebens! der liebe Gott hatte kleine Blumen aus ihnen gemacht, und kleine Blumen waren und blieben sie. Obendrein konnten sie sich nicht gegen einander beklagen und wechselseitig trösten, denn sie waren getrennt worden; die Schwestern befanden sich fern von den Schwestern, die Liebenden fern von den Geliebten, und es gab keine Familienbande mehr unter ihnen. Die Symmetrie verlangte das; jede Pflanze hatte ihren bestimmten Platz. Vom Glücke war weiter keine Rede, es handelte sich nur darum schön zu sein und diesem schönen Orte als Zierde zu dienen.

Das betrübte sie sehr — sie trösteten sich jedoch etwas mit dem Gedanken, daß man sie prächtig finden und es ihnen sagen würde, und dies Glück schien ihnen nicht zu theuer erkauft. Sie rufen dasselbe mit allen ihren Wünschen herbei — es wird kommen. Nun bereiten sie sich darauf vor und thun ihr Möglichstes, recht reizend zu erscheinen.

Aber welche Ueberraschung! welcher Schmerz! welches Unglück! welche Verwirrung! Sie ziehen die Blicke nicht an, man bemerkt sie nicht, und wären sie auf den Beeten nicht in Sicherheit, so würde man sie vielleicht zertreten. Die aufgeblühten Centifolien, die ihre Reize schamlos zur Schau stellen, die Georginen, die unter ihren dunkelrothen Gewändern ihre stolze Nichtigkeit verbergen, und alle jene Blumen überhaupt, die keine andern Reize haben, als ihren Putz, sind es allein, mit denen man sich beschäftigt, und scheinen die Königinnen des Gartens zu sein. Diese sind dort zu Hause, die Huldigungen eines schmeichlerischen Hofes fast gleichgültig aufnehmend.

Nun frage ich Euch aber, welche Rolle konnten die einfachen Winden, das naive Silberkraut, die sanfte Malve, das gutmüthige Schneeglöckchen, der achtbare Salbei, das ängstliche Zittergras, die thörichte

Glockenblume, die demüthige Primel, das unbemerkbare Marienblümchen, die unschuldige Kornblume, die unbedachtsame Esparsette, die trauernde Skabiose, selbst die Mandragore trotz ihrer Seltenheit, die wilde Rose und die sentimentale Maßliebe spielen neben der stolzen tausendblättrigen Rose und der Moosrose und der Königsrose und der gelben Rose und allen den siebentausend neun hundert und sieben Arten von Rosen, die der Stolz der Gärtner sind, die Camellien, Georginen, Hortensien, Narcissen, Schwertlilien, Jalappen, Sturmhüte, Wolfsrachen und so weiter nicht zu vergessen!

Ach, wie manche Thräne ward da vergossen, wie mancher Kelch trocknete aus, und wie bereuten es die kleinen Blumen sich von dem Schatten des Waldes, dem Moose, der Stille und der Ruhe getrennt zu haben! — Noch schlimmer war es aber, als der Gärtner mit dem Spaten in der Hand vorüberging. Alle zitterten vor Todesangst, und wünschten sich einen Fuß tief in die Erde. Sie kamen jedoch mit der Furcht davon. Ihre Todesstunde hatte noch nicht geschlagen, die Stunde eines gewaltsamen schrecklichen Todes, von dem sie gar keine Ahnung hatten, denn in den Wäldern starben die Blumen eines schönen Todes, und wann es Gott gefällt, der der Herr ist über Alles, was da lebt.

Es war indessen eben so schlimm, als ob sie gestorben wären.

Die Mittagssonne, welche ungehindert ihre Strahlen auf sie schoß, die nur gewöhnt waren, dieselben durch einen Schleier von grünem Laube zu empfangen, versengte sie unbarmherzig und kein Quell war in der Nähe, der sie etwas hätte erfrischen können. — Zwar begoß man sie dann und wann ein wenig mit Wasser, aber was war das für Wasser! Auch kam diese Hülfe nie zu rechter Zeit, und manche wurde dadurch dem Tode nahe gebracht. Ferner befand sich weder ein Grashalm noch ein Bischen Moos in der ganzen Nachbarschaft, und sie mußten in dürrer, schwarzer Erde aufwachsen, die beständig umgerührt wurde, damit ja kein ihnen befreundetes Pflänzchen durch Zufall dort aufsprießen könne.

„Ach! laßt uns diesen unwirthlichen Boden fliehen" — sagten eines Morgens die Aufrichtigsten — „und in unser Land zurückkehren! Kommt!" — Aber wie soll man sich auf den Weg machen, wenn man nicht gewohnt ist, zu gehen? Sie beteten sämmtlich sehr fromm. Jede that ein Gelübde — das Gelübde des Schiffbrüchigen — während sie das Wunder erwartete, das sie von dem verwünschten Orte erlösen sollte. Allein, es geschah kein Wunder. — So viele Wunder, wie man verlangt, geschehen überhaupt nicht, und die gutwilligen Engel sind nicht immer bei der Hand, um die Erdenkinder gehorsamst zu bedienen. Zwar bemühten sie sich vom lieben Gott die Heimkehr der armen Verbannten in ihren Vaterwald zu erlangen, aber der liebe Gott war taub gegen alle Bitten.

Seit dieser Zeit gibt es Waldblumen in den Gärten, doch ist es, als ob ein Fluch auf ihnen laste, denn nie haben die Aermsten sich aufrichten noch verschönern können. Sie sind noch ganz so, wie sie waren, als sie ihre Heimath verließen, und werden immer so bleiben, denn der Blumenzucht ist es nie gelungen, sie zu ändern. Der liebe Gott hat es so gewollt, um sie zu bestrafen für ihre Eitelkeit und ihre Lust auszuwandern.

Eitelkeit und Stolz, die den ersten Menschen zu Falle brachten, haben auch die Blumen des Waldes und die Blumen des Feldes in das Verderben geführt."

Als sie das gesagt hatte, stand die gute Alte auf.

— „Aus dieser wahrhaften Geschichte erhellt, — setzte sie hinzu — daß Nichts sich wohl befindet, was nicht an seinem Platze ist, und daß Ihr wahrscheinlich wohl daran thätet, wenn Ihr umkehrtet. Glaubt es einer alten Feldblume, die auch ihren stolzen und neugierigen Tag gehabt, der es Gott aber verziehen hat." —

Sie sah uns gesonnen abzureisen und öffnete die Thür. Dann wandte sie uns den Rücken zu und verschwand.

„Ich mag diese Märchen gern" — sagte ich zu Walter, der, gleich

mir, die liebenswürdige alte Frau hatte reden lassen, ohne sie zu unterbrechen — „es sind zwar keine Trauerspiele und man weint weder zu Anfang noch in der Mitte oder am Schlusse dabei — die gute Seele könnte aber doch Recht haben, und wir Schlimmeres thun als ihr Glauben schenken.“ —

„Fort! fort!“ rief der Freund statt aller Antwort.

Es begegneten uns drei eben nicht anmuthig aussehende Individuen.

Elftes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. Fortsetzung. Weitere seltsame Abenteuer und noch seltsamere Abenteuerer. Die Zukunft des deutschen Volkes und der deutschen Poesie.

Unser Weg führte nun durch eine enge Schlucht. Als wir so recht in der Mitte derselben uns befanden, wo an kein Ausweichen zu denken war, und es einem einzelnen hinter einem Strauche oder einem Felsvorsprung versteckten Buschklepper ein Leichtes gewesen wäre, uns das Lebenslicht auszublasen, noch ehe wir den Schuß selbst fallen hören, begegneten uns drei eben nicht sehr anmuthig aussehende Individuen, die gerade nicht die besten Absichten zu haben schienen.

„Wenn man sterben muß, ist's eigentlich sehr gleichgültig, wie man stirbt. Jean Paul sagt: „„Der Tod ist nur ein Moment. Das Leben auch nur einer."" Die Präliminarien des Todes gehören aber nicht zum Tode, sondern zum Leben; wie man lebt bis zum letzten Augenblicke, ist daher nicht einerlei, denn es gibt die diversesten Manieren zu leben, aber wie man stirbt, ist einerlei, sintemalen es nur eine Manier gibt. Wer die Verdrießlichkeit hat, gerädert zu werden, hat schlecht gelebt, aber er ist darum noch nicht schlechter gestorben, als der tugendhafteste Mensch, der am Ende seiner Tage sanft einschläft. Wie die schwarze Farbe gar keine Farbe ist, also Nichts, so ist der Tod auch nur gar kein Leben, also auch Nichts."

Diese tiefsinnigen philosophischen Betrachtungen flisterte Walter mir zu, als die drei Landstürzer sich uns feierlich und langsam näherten und wir nun zuerst zu unserem großen Schrecken bemerkten, daß wir uns völlig waffenlos ihnen gegenüber befanden, denn an ein Entfliehen war bei unseren Gäulen, die nur in der Nacht Flügel hatten, am Tage aber hinter den phlegmatischesten Schnecken zurückgeblieben wären, gar nicht zu denken. Ich muß gestehen, daß mir auch das Leben noch um so angenehmer erschien, als es in diesem Moment einen kleineren Moment gab, in welchem ich zu heirathen gedachte. Der Gedanke, im Walde ermordet zu werden, lächelte mich daher gar nicht an, selbst wenn auch irgend ein noch zartsinnigerer Arviragus einen noch schöneren Segen über mein Grab gesprochen hätte, als es der eben Genannte im Cymbeline über des vermeintlichen Fidele Ruhestätte sprach:

Mit schönsten Blumen,
So lang der Sommer währt und ich hier lebe,
Will ich Dein traurig Grab versüßen. Dir
Soll nicht die Blume fehlen, Deinem Antlitz
So gleich, die blasse Primel, und auch nicht
Die blaue Glockenblume, Deinen Adern
So ähnlich, nicht der wilden Rose Laub,
Die, ohne sie zu lästern, süßer nicht
Geduftet als Dein Odem. Solches würde
Dir mit barmherz'gem Schnabel (O, ein Schnabel,
Der jene reichen Erben schwer beschämt,
Die ihre Väter ohne Monument
Vermodern lassen) — das Rothkehlchen bringen
Und weiches Moos noch obendrein, wenn Blumen
Nicht mehr vorhanden sind, um Deine Leiche
Vor Winterfrost zu schützen.

Das ist Alles sehr schön, eben so schön wie die Stelle im Shakspeare selbst, aber was nützt es dem, der drunter liegt? — Hier war nun eine herrliche Gelegenheit, über den Unsinn der Leichenfeierlichkeiten, der Prachtgrabmale und so weiter höchst geistreiche Dinge zu

sagen, und ich würde gewiß unter anderen Umständen dessen auch nicht ermangelt haben, noch ermangeln, aber drei nach Galgen und Rad auf zehn Schritte riechenden Buschkleppern wehrlos gegenüber, vergeht auch einem Semilasso die Geistreichigkeit, und er kann Gott danken, wenn ihm nur die Geistesgegenwart bleibt. Diese blieb mir denn auch und ich segne noch jetzt meinen Stern dafür. „Schuß-, Hieb- und Stoßwaffen haben wir nicht," — sagte ich zu Walter, mich an ihn drängend und entschlossen mein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen — „aber eine andere Waffe bleibt uns, die schon oft in der größten Gefahr die herrlichsten Dinge vollbracht hat, die glatte Höflichkeit nämlich, mit der sich die bedeutendsten Männer der civilisirten Welt, d. h. Staatsminister, Hofmarschälle, Geheime und andere Räthe, die unangenehmsten Dinge zehn Schritt weit vom Leibe zu halten wissen, die will ich anwenden."

Walter nickte mir Beifall zu. Ich riß nun entschlossen die Mütze ab, verbeugte mich so tief auf meinem Gaul, daß meine Nase fast den Sattelknopf küßte, und sagte mit lispelnder, einschmeichelnder Stimme:

„Mir däucht, meine hochgeschätzten Herrn, ich hätte schon die Ehre gehabt, Sie irgendwo zu sehen und mich auf das Angenehmste mit Ihnen zu unterhalten."

„„Das ist wol möglich"" — sagte der Eine, der zu Pferde war, oder wenigstens die Idee eines Pferdes ritt — „„wir sind sehr oft dahin gekommen.""

„Sie reiten da ein sehr schönes Roß" — fuhr ich schmeichelnd fort. — „Es muß von einer höchst eigenthümlichen, mir aber, ich gestehe meine Unwissenheit — durchaus unbekannten Race sein."

„„Allerdings"" — entgegnete er selbstgefällig — „„es stammt in gerader Linie von dem Zelter, den die Romanze im Prolog zum Kaiser Octavianus ritt; sein Urgroßvater war das Roß Bayard der vier Haimonskinder. Dieser vermählte sich mit der Leibstute des edeln Helden Tewerdank; daraus entsprang in gerader Nachkommenschaft der kleine Schimmel des glaubenstreuen Tilly, der leider später in eine nach dem

dreißigjährigen Kriege in Deutschland herumziehende Zigeunerhorde gerieth, wo er mit dortigen andalusischen Stuten, auch leider mit einigen Eselinnen, ein zahlreiches Geschlecht sowol von Pferden wie von Maulthieren zeugte. Später kamen diese zum Theil jedoch in gute Pflege, die Hengste sogar in Landgestüte und die Race veredelte sich wieder, wie Sie an meinem Renner sehn können, dessen leibhafte Brüder alle die klugen Pferde in den la Motte Fouqué'schen Romanen, besonders im Zauberringe und der Sängerliebe sind.""

Ich verbeugte mich tief und sprach ihm meinen wärmsten Dank für diese Belehrung aus. Das schien ihn in die heiterste Stimmung zu versetzen, und er sang nun, wahrscheinlich um die Beschreibung vollständig zu machen, folgende Verse aus einem wohlbekannten alten deutschen Volksliede:

Adelig ist sein Natur,
Er ist kein Bauern Gurr,
Er ist nit längst im Krieg gewesen
Und ist auf ihm ein Hauptmann gesessen.
Zieh, Schimmel, zieh!

Er war ein Kyrrisier,
Bei Gott ein gutes Thier;
Am Haupt trug er ein Federbuschen,
Nahm ein, theilt aus viel guten Huschen.
Zieh, Schimmel, zieh!

Ein recht demüthig Pferd,
Küßt öftermal die Erd',
Er taugt gar wohl zu Rittertänzen
Und ist gut zu den Reverenzen,
Zieh, Schimmel, zieh!

Nach dieser allerdings etwas, jedoch nicht gänzlich beruhigenden Auskunft, da man noch nicht wissen konnte, was eigentlich hinter diesen Reden steckte, wandte ich mich — meinem Vorsatze, die äußerste Höf-

lichkeit bis zum letzten Augenblicke zu beobachten, unerschütterlich getreu — zu dem Zweiten. Dieser war ein kleiner dicker Mann, der den Hut verwegen auf das rechte Ohr gedrückt, und in seinen Manieren etwas von Falstaff und etwas von einem ehrlichen Spießbürger an sich hatte. Auch trug er eine Art von abgedanktem Bratspieß statt eines Gewehres auf der Schulter und in einem Bandelier auf der rechten Seite einen Nürnberger Kindersäbel. „Auch Ihnen, mein Herr!“ — sagte ich überaus höflich — „muß ich in früheren Jahren, so in meiner Primanerzeit, oft begegnet sein; Ihre geehrten Züge wecken alte Erinnerungen, die lange in mir schlummerten, wieder auf! —“

„„Das glaube ich““ — entgegnete er selbstgefällig, obgleich mit verdächtig näselnder Stimme —, „„es war eine schöne Zeit. Alles riß sich um mich — Alles liebte man an mir, man betete es so zu sagen an. Von „meiner ersten Ausflucht in die Welt“ bis zum „Friedhofe“ gefiel Alles, was ich that, sagte, brachte — plötzlich aber . . . ““

Hier unterbrach ihn ein heftiges Schluchzen; darauf ermannte er sich und declamirte ganz sentimental:

„wann kehrst du wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!“

Er wollte noch etwas hinzusetzen, es fiel ihm aber der Dritte in die Rede, dem eine Nachtmütze, die er etwas zur Seite geschoben, das struppige Haupthaar deckte. Er war der Längste von den Dreien, trug an einem Knüppel ein Bündel auf der Schulter, ein Soldatenränzel auf dem Rücken und in seiner Rechten ein langes hölzernes Falzbein, wie man es braucht, um brochirte Bücher aufzuschneiden. Ohne eine Frage von unserer Seite abzuwarten, sang er, oder vielmehr schrie er, denn Gesang konnte man es doch nicht füglich nennen, daß uns die Ohren gellten:

Gott ist ein Schmied; er konnte schlagen
Den ächten Stahl mit Noth und Plagen,
Bis er entbrannt in hoher Gluth;
Dann sagt er: Schwert, nun bist Du gut,

Nun darfst Du leuchten, kannst schön beißen
Und halten, was Du hast verheißen;
Er gab's dem Helden Michael
Und dieser jedem Kampfgesell.

„Mit wem habe ich die Ehre, Herr? Votre nom, Monsieur?" fragte ich, als er endete, um doch etwas zu sagen, denn uns war ja noch immer nicht klar, was diese drei Gesellen so eigentlich beabsichtigten, obgleich sie uns in der Nähe nicht mehr so schrecklich vorkamen, wie aus der Ferne gesehen.

Er sang aber statt der Antwort:

Von Berlichingen Herr Götz
Mocht' lieber die Schicht als das Flötz,
Gen nebelnden, schwebelnden Stutz
Setzt' er eiserne Tiefe und Trutz.
Wir Jäger wir schwören beim Horn
Franschleben all' Haß und all' Zorn,
Und schelten den frevelnden Mund,
Der nicht thut im Deutschen sich kund.

„Es freut mich, einen so ächten deutschen Jäger kennen zu lernen" — bemerkte ich nun höflich — „doch scheinen Sie in diesem Augenblicke gerade nicht waidmännischen Beschäftigungen obzuliegen."

Von Neuem hub er an zu singen:

Es jagt der Preußen König,
Es jagt der Reußen Kaiser,
Es jagt der Kaiser von Oestreich,
Nächst Gott den bösen Frevler bleich,
Und Forst und offnes Feld
Begrüßt manch Völker-Held!

Und nun, ihr guten Sassen,
Dazu ihr alten Katten,

Boyaren und ihr Schwabenleut'!
Wer treu ist, jage mit uns heut,
Es schallt das alte Horn:
Ein Gott, ein Bund, ein Zorn.

„Aber, meine Herren!“ — rief Walter ungeduldig, als der Singsang endete — „wer sind Sie denn eigentlich? —“

„„Barbar!““ sagte der Erste.

„„Böotier!““ stöhnte der Zweite!

„„Franschleben!““ fluchte der Dritte.

„„Nichts von solchem biederben Recken, wie ich bin, zu wissen,““ sagte der Erste wieder.

„„Die Großmutter, dies Meisterstück, nicht zu kennen!““ — bemerkte der Zweite.

„„Von mir singt er Nichts, aber

Mit Aechzen und Krächzen und Tand
Thut er gar hübsch und galant,
Macht Frauchen er fein Reverenz
Sie Thisbe und er Peter Squenz.
Sein markloses, wächsernes Herz
Fühlt weder Freude noch Schmerz;
Sein leerer besonnener Schnack
Ist gallisch, so schön, weil so brach.“ —

„Wir haben also das Glück, hier zu begrüßen“ — entgegnete ich nun, mich tief verbeugend. —

„„Drei weiland berühmte““ — sagte der Erste.

„„Jetzt obdachlose““ — der Zweite.

„„Ein Unterkommen suchende““ — der Dritte.

„Deutsche Schriftsteller“ — schrieen Walter und ich, wie aus einem Munde, denn nun war uns das Räthsel plötzlich gelöst. —

Sie verbeugten sich erst sehr tief, dann warfen sie sich aber auch sehr in die Brust. „„Sind die Herrn etwa unsere Collegen?““ fragte der Sentimentale. —

„Sie meinen, ob wir Hofräthe sind?“ — antwortete Walter ironisch und setzte hinzu: „Es gibt bekanntlich drei Dinge, denen in unseren Tagen kein Sterblicher entgeht, und eins von diesen Dingen soll der Hofrathstitel sein; bisher hat uns das Fatum noch nicht damit heimgesucht“ —

„„Nein, das meint er nicht,““ fiel ihm der Ritterliche in die Rede, „„er fragt, ob Sie . . . .““

„Den Völkerbefreiungskrieg oder Befreiungsvölkerkrieg mitgemacht haben“ — sagte ich — „leider nicht, mein hochzuverehrender Herr; denn wir waren damals eben oder kaum geboren, jedenfalls noch nicht waffenfähig“ —

„„O deutsche Jugend! deutsche Jugend!““ rief er nun, und eine dicke Thräne rollte ihm aus den großen Augen und verirrte sich in seinen gewaltigen Schnauzbart.

„„Auch das war nicht gemeint““ — bemerkte nun der deutsche Recke — „„sondern ob Sie auch Schriftsteller oder Dichter und insofern — —““

„Ihre Collegen sind“ — ergänzte Walter. „Insofern als Sie jetzt die ganze Welt zu Ihren Collegen rechnen können, sintemalen die ganze Welt schriftstellert, gehören wir auch dazu.“ —

„„Wir wollen nach Lindenstadt,““ sagte der kleine Hofrath. —

„„Wir werden dort Vorträge halten; damit reussirt man,““ — setzte der Ritterliche hinzu. —

„„Man gibt uns bestimmt völkerbefreiende Soupers,“ — rief der Recke. —

„Der Humor lacht bekanntlich mit dem linken Auge, während er mit dem rechten weint,“ meinte Walter. —

Als ob ein Blitz die Nacht in ihrem Innern erhelle, so funkelten plötzlich ihre Augen. Sie versuchten sämmtlich humoristisch auszusehn und schnitten dabei so entsetzliche Grimassen, daß unsere Pferde scheu wurden. Nachdem wir ihnen daher glückliche Reise gewünscht, sprengten wir fort, froh, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen.

„Diese drei Unglücklichen waren einst Glanzsterne am Himmel der deutschen Leihbibliotheken" — sagte Walter nun schwermüthig zu mir.

„Du irrst Dich" — erwiederte ich — „diese drei sind nur schlechte Copien wirklicher Sterne, jetzt Repräsentanten einstiger Moden: —

„Des Ritterromans —"

„Des Familienromans —"

„Der deutsch-vaterländischen Freiheitspoesie —"

„Die wirklichen Sterne sind nicht untergegangen und werfen immer noch einen hellen Schein in unsere Nacht."

„Und was haben wir jetzt?" — fragte Walter.

„Flammende Nordscheine!" erwiederte ich.

„Den Tendenzroman —"

„Den historischen Roman —"

„Die politische Poesie."

„Und dann?" fragte Walter ferner, mit den Worten des Philipp von Neri. —

„Auch vacirende Schriftsteller; aber vielleicht hat dann die Gewerbefreiheit aufgehört und die Zunft für ein Spittel gesorgt, so daß man sie nicht mehr auf der Landstraße findet. —"

„Und was wird aus der deutschen Poesie?" fragte Walter wieder.

„Was aus dem deutschen Volke wird," — sagte ich. „Verwechsele nur nicht Poesie mit — — Der Geist, der in unserem Vaterlande wirkt, wird nie ermüden zu schaffen und Großes hervorzubringen. Dergleichen Erscheinungen wie die eben Vorübergezogenen dürfen uns nicht

irre machen. — Wenn die Sonne aufgeht, sammeln sich auch Wolken zum Kampfe, und es gestalten sich allerlei wunderliche Gebilde — noch hat es aber dem Tage nie an Licht gefehlt. —"

„Vorwärts," rief er, — „wir haben uns schon zu lange dabei aufgehalten."

„Ja wohl! Vorwärts!" erwiederte ich, und wir sprengten fröhlich fort.

Walter zeigte mir ein anmuthiges Paar.

Zwölftes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. Fortsetzung: Was die Menschen Liebe nennen. — Walter's Glaubensbekenntniß. — Der unglückliche Schäfer.

Die Luft war rein, die Vögel erwachten, die Sonne ging prachtvoll auf; kurz, Alles versprach einen herrlichen Tag. Der schöne Morgen ermangelte nicht, seinen Einfluß auf Walter auszuüben. Allmälig erheiterte sich seine Stirn, und er wurde wieder seinem früheren Selbst ähnlich. Auch ich — o räthselhaftes Menschenherz! — fing an, mir zu verzeihen, daß ich nicht dort war, wo ich hätte sein sollen und mögen. Eine innere Stimme flisterte mir zu, daß, trotz meiner Thorheit, Gott mir das Herz meiner theueren Maria erhalten werde.

Als wir den Saum des Waldes erreichten, hielt Walter plötzlich sein Roß an, winkte mir mit der Hand zu schweigen und zeigte mir in der Nähe, halb vom Laube versteckt, ein anmuthiges Paar, das uns weder hörte noch sah.

„Es ist ein eigenes Ding um die Liebe" — bemerkte Walter.

„Eine eben so tiefe als neue Bemerkung" — unterbrach ich ihn ironisch.

Er ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr fort laut zu reflectiren: „Die Natur hat allerlei eigene Mittel und Wege, um den Menschen, diese Spottgeburt von Dreck und Feuer, wie ihn Goethe nennt, zu

zwingen, ihre Absichten zu erfüllen. Wer zu vornehm ist oder thut, um blos der Sinnlichkeit gehorchen zu wollen, dem umgibt sie dieselbe mit einem Heiligenschein, der den Geist blendet, und das nennen die Menschen Liebe und glauben Wunder was sie sind, wenn sie lieben."

„Pfui!" rief ich erzürnt.

„Die Natur läßt überall ein Gegengift in der Nähe sich erzeugen, wo sie ein Gift hingepflanzt hat" — raisonnirte er sarkastisch weiter — „so für die Liebe, oder richtiger gegen die Liebe, die Ehe."

„Man hat aber doch Beispiele, daß sich Leute nach dreißigjähriger Ehe noch eben so liebten, wie am Tage vor der Hochzeit —" entgegnete ich.

„Das machen sie sich entweder weiß und kokettiren damit" — antwortete er, — „oder es ist Gewohnheit, die stärkste aller Leidenschaften, die der Mensch aber selten bei ihrem rechten Namen nennt, sondern je nachdem der Gegenstand ist, an den sie ihn fesselt, bald Liebe, bald Patriotismus, bald Pflichttreue und Gott weiß wie sonst noch tauft."

„Du bist ein Geist, der stets verneint" — rief ich empört. —

„Weil ich allen Illusionen den Krieg erklärt habe?" — erwiederte er. „Wo ich nur eine finde, da setze ich ihr nach und verfolge und hetze sie, bis ich sie todt gejagt habe. Das ist mir eine wahre Wollust. Wie einer giftigen Schlange trete ich einer Illusion auf den Kopf."

„Du glaubst aber doch an Freundschaft" — warf ich ein.

„Ja, ich halte sie aber nicht für eine Tugend, sondern für ein nothwendiges Bedürfniß. Alles Unvollkommene hat den Drang, sich zu ergänzen; die Menschen sind die unvollkommensten Geschöpfe der Welt; sie bilden sich aber ein, zwei Unvollkommene machten zusammen einen ganzen Vollkommenen, daher der Drang nach dem, was sie Freundschaft nennen, und diese selbst."

„So leugnest Du also alles Höhere im Menschen?" — rief ich — „Liebe, Freundschaft" —

„Ich leugne nicht, daß diese Dinge da seien, aber das Höhere an ihnen leugne ich allerdings. Es sind gewöhnliche Eigenschaften, in unserer Natur begründete Nothwendigkeiten, die unsere Eitelkeit mit einer Folie plattirt, sich darin spiegelt und Höheres nennt."

„Was ist, was gilt denn Dir der Mensch?" — fragte ich gereizt.

„Er gilt mir Nichts; er ist — Gott gegenüber ein Lump, den Thieren gegenüber ein Mensch, den Menschen, seines Gleichen gegenüber ein Thier." —

„Und kein Ebenbild der Gottheit?" —

„Als solches, wenn er es auch wirklich wäre, ein mislungenes Daguerreotyp." —

„Aber was hoffst Du denn vom Leben?"

„Hoffen? Das Wort kenn' ich gar nicht. — Ich suche nicht einmal ein großes Vielleicht, wie Meister Rabelais, — ich warte ganz ruhig, denn es ist das Gescheiteste, was man thun kann, und nehme mich unterdessen sehr in Acht, mir den Magen zu verderben oder mich zu erkälten; denn Kolik, Zahnweh und Rheumatismen sind höchst unangenehme Wirklichkeiten. Liebe, Hoffnung u. s. w. sind nichts als Erfindungen eines schadenfrohen Dämon, uns das Dasein auf Erden anscheinend erträglich zu machen, im Grunde aber verschlimmern sie es nur durch die Täuschung, die ihnen nothwendig folgen muß."

„Welche trostlose Philosophie!" rief ich betrübt.

„Wer wird denn das Ding so vornehm nennen?" — entgegnete Walter. — „Ich bin nun einmal so und denke, wie ich bin. — Mögen Andere anders sein und denken, was kümmert's mich?"

„Mit solchen Ansichten mußt Du ja die Menschen hassen!" —

„Gott bewahre! Was können sie dafür, daß sie da sind und daß sie so sind. — Laß uns aber nicht weiter davon reden, denn Du bist noch verliebt und verstehst mich also nicht. — Uebrigens wollen wir einen Umweg machen, um das Pärchen da nicht zu stören."

Also geschah es auch. — Wir ritten nun schweigend weiter und erreichten bald eine reizende Gegend. Im Hintergrunde erhob sich ein Berg mit schönen Umrissen und romantischen Schluchten; zur Rechten zog sich der Wald fort, den wir eben verließen, und links zeigte sich ein freundliches Städtchen mit seinem hohen spitzen Kirchthurm, seinen rothen Dächern und seinen lieblichen Gärten. Den Mittelgrund füllten üppige Kornfelder, Rebenhügel und reiche Wiesen aus, durch welche sich in unserer Nähe ein Flüßchen schlängelte. Der Himmel war ganz wolkenrein und tiefblau, und die Sonne verherrlichte mit ihren glänzendsten Strahlen die reiche Landschaft. Mir kam das seltsam vor — daheim hatte am Tage unserer Abreise noch der strengste Winter geherrscht, und hier lachte der Mai. — Ich sagte das Walter, er erwiederte aber lakonisch: „Freue Dich und frage nicht, Mensch. — Durch Dein warum, woher, weshalb, wozu, verdirbst Du Dir immer Alles.“

Ich fand, daß er Recht habe, und fragte nicht weiter, denn der einen Frage mußten nothwendig viele andere folgen, und die eine unbeantwortete: „Wie konntest Du die liebende Maria verlassen“ — bedrückte mir noch immer zu schwer die Seele, so daß ich ihr meilenweit aus dem Wege ging.

Als wir das Ufer des Flusses erreichten, gewahrten wir daselbst einen schönen jungen Knaben, der in die Wellen schaute und bitterlich weinte. So saß er dort in heißen Thränen, sein Antlitz mit den Händen bedeckend. Ein schwerer Stein ruhte auf seinen Knieen, um diesen Stein hatte er einen Strick geschlungen und den Strick an seinem Halse befestigt.

Neben ihm lag ein Hirtenstab, woran wir sahen, daß er ein Schäfer war.

„Was machst Du da, mein Freund, und warum weinst Du?“ fragte ihn Walter.

„„Ich weine, weil ich meine Geliebte verloren habe, und will meinem Leben im Flusse ein Ende machen““ — antwortete er. —

„Ein Ende machen!“ — rief ich entsetzt.

Aber er war während dieser Worte schon in das Wasser gesprungen. Als ich das sah, wollte ich ihm sogleich nach, um ihn zu retten. Walter riß mich jedoch zurück und hielt mich am Arm fest.

„Was fällt Dir ein?“ — sagte er. — „Hat der arme Knabe wirklich seine Geliebte verloren, so thut er recht, dort unten Ruhe und Vergessenheit zu suchen, und Du würdest sehr thöricht handeln, ihn darin zu stören. — Laß ihn doch ....“

„Nimmermehr!“ — rief ich erzürnt.

„Nun dann will ich es thun!“ entgegnete er.

Er sprang nun dem Jünglinge nach, erreichte ihn, obwol er ein vortrefflicher Schwimmer war, nicht ohne große Mühe, und es gelang ihm endlich, den armen Schelm, der durchaus hatte sterben wollen und schon bewußtlos geworden, an das Ufer zurückzubringen.

„Mein liebes Kind“ — sagte Walter zu ihm, nachdem er ihn von dem Stricke und dem Stein befreit, die den armen Jungen zu erwürgen drohten, und ihn wieder zu sich gebracht hatte — „ich bitte Dich um Verzeihung, mich in Deine Angelegenheiten gemischt zu haben.

That ich unrecht daran, so ist ja der Fluß noch immer da, und es hängt von Dir ab, es noch ein Mal zu versuchen. Vorher sage mir indessen: Ist Deine Geliebte gestorben?"

„„Gestorben!"" rief der Schäfer — „„wollte Gott! Läge sie tief unten in dem Flusse, aus dem Du mich herausgerissen, so würde ich sie tausend Mal mehr lieben als jetzt, wo sie dort im Dickicht mit unserem Nachbar koset. — Ihr saht sie vielleicht im Vorüberreiten.""

„Ja," — entgegnete Walter, „wir haben sie gesehen."

Dann wandte er sich zu mir und bemerkte: „Wie wahr sagt Virgil:

.... Varium et mutabile semper
Foemina,

was Franz I. von Frankreich treffend paraphrasirte:

Souvent femme varie,
Bien fol qui s'y fie.

und die Spanier sehr richtig bezeichnen mit den Worten:

Muger, viento, tiempo, y fortuna presto se muda,

noch kürzer aber Hamlet charakterisirt:

Frailty, thy name is woman!

Du weißt, mein Freund, daß ich Dir noch eine Menge ähnlicher Stellen in allen möglichen Sprachen und aus allen möglichen Dichtern citiren könnte, die dasselbe besagen; ich will Dich aber nicht mit überflüssiger Gelehrsamkeit belästigen, sondern lieber den armen Jungen hier zu heilen suchen."

Er wendete sich nun zu dem Schäfer und sagte zu ihm, was der geneigte Leser im folgenden Kapitel finden wird.

Dreizehntes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. Fortsetzung. — Von den Mitteln wider die Liebe nebst tiefer Weisheit eines Schulmeisters, mit der aber der geneigte Leser nicht heimgesucht wird.

Also sprach nämlich Walter zu dem unglücklich Liebenden:

„Publius Ovidius Naso, mein Freund, ein römischer Poet, hat unter anderen Werken ein Poem geschrieben, betitelt Remedia amoris, Mittel wider die Liebe, in welchem er bedauert, nicht zur Zeit der Dido und anderer verliebter Personen, die sich das Leben höchst eigenhändig nahmen, gelebt zu haben, denn er hätte ihnen sein Recept mitgetheilt.

„Das beste Mittel nach seiner Meinung ist die Jagd; weshalb Diana auch immer ein Fräulein geblieben ist, wie man sagt.

„Doch muß man, wenn man verliebt ist, die Einsamkeit fliehen. Beispiel. Phyllis würde sich nicht ertränkt haben, wenn sie nicht allein gelebt hätte; denn ehe sie sich ertränkte, war sie neun Mal an den Strand des Meeres gegangen, und doch war ihre Liebe außerordentlich stark.

„Den Müßiggang muß man ebenfalls fliehen. Allerdings ist die Liebe ermüdend, aber diese Ermüdung gefällt selbst zu Zeiten dem Trägen.

„Das ist für das Geistige; was nun das Diätetische betrifft, so behauptet Ovid, mein Gewährsmann, daß man viel essen und trinken müsse, um sich von der Liebe zu heilen. Er führt als Beweis Ariadnen an, welche nach Theseus Abreise gewiß den Tod in den Fluthen gesucht

haben würde, wenn Bacchus sie nicht getröstet hätte. Bacchus und der Wein sind bekanntlich synonym, und die Mythe läßt sich eben — es thut mir zwar um Ariadnens willen Leid — auf keine andere Weise auslegen.

„Reinald von Montalban ist der einzige Liebende, der sich durch Wassertrinken von der Liebe geheilt hat — das Wasser, welches er genoß, war aber auch eine ganz besondere Flüssigkeit, und man hat den Quell, aus dem er es schöpfte, nie wieder auffinden können.

„Laß mich Dir endlich noch Roland anführen, der sich von seiner Liebe heilte, — indem er etwas trank . . . . da ich Dir aber den Namen dieses Etwas nicht anzugeben vermag, so muß ich mich damit begnügen, Dir zu erzählen, daß man dasselbe nur im Monde findet; die Cur war schwierig, denn dieser Ritter ist wüthend verliebt gewesen."

„„Lieber Herr! — erwiederte der arme Schelm — ich kenne weder die Herren von Bacchus, von Theseus, von Ovid, von Reinald und von Roland, noch Fräulein von Ariadne und verstehe auch nicht recht, was Ihr eigentlich meint, das aber weiß ich, daß ich bis auf die Haut durchnäßt bin, und ich glaube auch, daß Ihr Recht haben möget. Was ich von Euern Reden begriffen habe, das will ich mir mit dem morgenden Tage zu Nutzen machen. — Jetzt wollen wir jedoch, so es Euch gefällt, zu meinem Vater gehn, der dort unten bei der Kirche, die Ihr von hier aus sehen könnt, ein kleines Wirthshaus hat, und daselbst unsere Kleider trocknen. Wenn die Meinigen erfahren, daß Ihr mir das Leben gerettet habt, so werden sie Euch doppelt willkommen heißen.""

Walter willigte ein, und wir begaben uns nach der Schenke. Es war ein Sonntag und die Wirthsstube voll Gäste. — Sobald man das Geschehene dort erfuhr, und daß der arme Vater nahe daran gewesen, seinen Sohn zu verlieren, den „die Liebe, ach die Liebe" so weit gebracht, beeiferten sich alle die wackeren Anwesenden so viel Böses von dieser Leidenschaft und von den Frauen zu sagen, wie ich in meinem Leben noch nicht zusammen gehört hatte.

Nur der Schulmeister des Ortes, der ein Stammgast zu sein schien, stimmte nicht in das allgemeine Geschrei mit ein, sondern sagte, tiefe Weisheit blickend, nachdem er den Finger an die Nase gelegt:

„Man darf nicht darüber erstaunen, wenn sothane Dinge einem armen Hirten widerfahren, sintemalen der große Julius Cäsar und alle römischen Kaiser — ja der König der Könige Agamemnon — und der Großvater unseres durchlauchtigsten Herzogs selbst, wie sich erfahrene Leute noch erinnern — —"

Ich will aber mein Tagebuch nicht mit der Liste verliebter Potentaten, die er unermüdlich herzählte, unnütz anschwellen; seine Belesenheit und Gelehrsamkeit waren so außerordentlich, daß die Nacht einbrach, ehe er sein Register beendete.

Sämmtliche Gäste schnarchten schon seit geraumer Zeit gar tief, auch ich war auf meinem Stuhle eingenickt, nur Walter wachte und hörte ihm aufmerksam zu, ohne ein Wort zu erwiedern; ein Beweis, daß sein tiefes Leid nur von einem Weibe herrührte. Da ich selbst mich nur im Halbschlummer befand, so schwirrten mir einzelne Namen in das Ohr und weckten Gedanken und Träume, die mich nicht wenig quälten und peinigten, denn sie hielten mir einen Spiegel vor, in welchem ich meine eigene Schwäche und Herzlosigkeit, so wie mein Verbrechen an Maria nur zu hell sah. Ich weinte innerlich vor Reue und Scham, aber Thränen, die man im Schlafe weint, lindern nicht den Schmerz, sondern nähren ihn, sobald man sich wachend gestehn muß, daß die Ursache derselben kein Traum war, vielmehr die eigene wirkliche Schuld.

Endlich schwieg der Schulmeister, und nun wachten, wie mit einem Schlage, sämmtliche Gäste auf, wie es Einem in einer Mühle zu geschehen pflegt, wenn plötzlich die Räder still stehn. Es wurden jetzt lauter Geschichten von unglücklicher Liebe erzählt; ich habe aber von allen nur folgende behalten, die ein sehr liebenswürdiger alter Mann mittheilte.

Vierzehntes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. — Fortsetzung. Die Geschichte vom kleinen Hiob und der schönen Blandina.

1.

In dem Städtchen X. war eine schöne Kirche, die Jeder bewunderte. Diese Kirche hatte einen prächtigen Glockenthurm und der Thurm eine herrlich tönende Glocke, die Glocke aber einen allerliebsten jungen Glöckner, der Hiob hieß.

Wenn Ihr zu wissen verlangt, warum der kleine Hiob so hieß, so will ich Euch erzählen, daß ihn einst an einem kalten Morgen im Februar einer von den guten Geistlichen, welche den Gottesdienst in der Kirche versahen, mitten im Vorhofe derselben fand, auf Stroh gelegt und in einige ärmliche Windeln gehüllt, gerade als jener Geistliche die Messe lesen wollte.

Als der würdige Priester das arme halbnackte und fast erstarrte Kind sah, bückte er sich, hob es auf, erwärmte es in seinem Chorrocke und übergab es dann dem Kirchner, der ein wackerer Mann war. Darauf las er seine Messe wie gewöhnlich, nur fügte er zu seinem täglichen Gebet noch eine innige Bitte hinzu für die arme Waise, die der Himmel ihm gesandt hatte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nachdem die Messe vorüber war, ging der treffliche Geistliche in die Sakristei, um Einiges mit dem Kirchner zu verabreden. Die Folge dieser Verhandlungen war, daß das arme Kind, dessen ganze Habe noch vor einer Stunde das Bischen Stroh gewesen, auf dem es gelegen, nun zwei Beschützer hatte, erst den Kaplan und dann den Kirchner, und auch ein Haus und zwar ein Gotteshaus, die schöne alte Kirche.

Darauf wurde das Knäbchen getauft und erhielt in der Taufe den Namen Hiob, zur Erinnerung an das Stroh, auf welchem man es gefunden.

2.

Der kleine Hiob wohnte mit dem Kirchner in einem Häuschen am Fuße des Thurms, der zur Kirchenuhr führte. Als er etwas heran=

Bayerische Staatsbibliothek München

wuchs, benutzte man ihn zum Dienst der Kirche; er reinigte die Sakristei, putzte die Leuchter, füllte die Weihkessel, wenn sie leer waren, und vertrat in nöthigen Fällen den fehlenden Chorknaben. Am Besten und am Liebsten aber besorgte er Alles, was zum Dienste der Kirchenuhr gehörte, weshalb sich ihm auch der alte Glöckner besonders zugethan erwies.

Ehe ich fortfahre, muß ich von dieser Uhr reden, die wegen ihrer großen Schönheit berühmt war. Die Leute kamen funfzig Meilen weit her, um sie zu sehen.

Sie war, wie alle Uhren, aus sehr künstlichem Räderwerk zusammengesetzt und zeigte die ganzen, halben und Viertelstunden mit einer Pünktlichkeit an, die der Sonne selbst Ehre gemacht haben würde. Dieses in einem Glockenthurm angebrachte Meisterwerk würde aber nie die allgemeine Aufmerksamkeit so angezogen haben, wenn der geschickte Mann, der es verfertigte, nicht Allerlei hinzugefügt hätte, das die Menge bezauberte. Ich meine weder die zwölf Apostel, noch die ganze Leidensgeschichte des Herrn Christus, die man darauf abgebildet sah, sondern spreche nur von einer Nische, die unter dem Zifferblatte der aufgehenden Sonne gegenüber in Stein ausgehauen war, und welche zwei reichgeschnitzte und vergoldete Flügelthüren geheimnißvoll verschlossen.

In dieser Nische wohnte ein zierliches, ungefähr vier Fuß hohes weibliches Wesen, das schon so lange da lebte, als die Uhr in der Mauer befestigt war.

3.

Sie hieß Blandina.

Man hatte ihr diesen Namen gegeben, weil sie weiß, sanft und besonders zierlich war.

Eine halbe Minute vor dem vollen Stundenschlage öffnete Blandina selbst die beiden Flügelthüren ihrer kleinen Wohnung, trat kühn auf den Altan vor derselben und begrüßte die vier Weltgegenden. Dann in der einen Hand ein Hackebrett und in der anderen einen kleinen Ham-

mer von feinem blanken Stahl haltend, sah sie nach dem Himmel, als wolle sie Befehle von der Sonne empfangen, und schlug darauf in abgemessenen Zwischenräumen so viele Mal auf das Hackebrett, als die Stunde, die sie bezeichnete, erforderlich machte. Wenn dies geschehen war, steckte sie das Hackebrettchen und den Hammer in die Tasche, nahm eine Viole d'amour, die sie an einer schönen, aus Gold und Seide gewirkten Schnur um den Hals trug und entlockte dieser wenigstens zwei Minuten lang so sanfte und himmlische Töne, daß man hätte glauben sollen, die heilige Cäcilia sei wieder auferstanden.

Die Sage behauptete, daß in dem Städtchen nie ein Verbrechen begangen worden, da alle Bewohner desselben gute, wohlwollende Menschen seien, und schrieb es dieser süßen Musik zu, die sich regelmäßig jede Stunde hören ließ und ihnen nur tugendhafte Gedanken einflößte.

Sobald Blandina mit ihrem Ständchen fertig war, ließ sie die Viole fahren, grüßte von Neuem auf das Freundlichste und ging dann in ihre Zelle zurück, deren Thüren sie sorgfältig verschloß. Dann war sie eine Stunde lang abwesend, und das däuchte den Leuten gar lange, denn man wurde nie müde ihr zuzuhören, so trefflich und angenehm spielte sie.

Diejenigen, die das Wunderbare liebten — warum soll man denn im Unrecht sein, wenn man das thut? — sagten, sie sei nicht, was sie zu sein scheine, nur eine hölzerne Figur, und erzählten, daß sie die Freundin, die beste Freundin des Uhrmachers gewesen, während er das Kunstwerk verfertigte, und daß eines Tages, als sie seine Verzweiflung gesehn, der kleinen, so sauber geschnitzten Statue, welche die Stunden anschlagen solle, weder Leben noch Bewegung geben zu können, sie ihren Antheil am Paradiese dem Teufel verkauft habe, damit ihr erlaubt würde, mit ihrer Seele das Werk ihres Freundes zu beleben, auf daß sein Name mit Ruhm bedeckt, weil er ein so wunderbares Werk verfertigt, auf die Nachwelt gelange.

Es wird aber sehr viel geredet, und man thut wohl daran, nicht Alles zu glauben. — Wenn man indessen dieser Geschichte einigen

Glauben schenkte, so geschah es, weil man wußte, daß die Geliebte des Uhrmachers Blandina geheißen hatte, wie die kleine Figur, mehr noch aber, weil an gewissen Tagen die kleine hölzerne Blandina wirklich ein beseeltes und lebendes Wesen zu sein schien. Dann war ihre Gestalt noch anmuthiger, ihr Lächeln noch sanfter und die Klänge ihrer Viole tönten noch süßer und melodischer. Auch waren solche Tage Festtage in der ganzen Gegend, und die Bürger des Städtchens sagten, wenn sie am Morgen auf dem Domplatze lustwandelten: „Wir werden einen schönen Tag haben, Blandina ist heute guter Laune; ihre Augen sind blauer als gewöhnlich und sie hat noch besser gespielt, als sie meist zu thun pflegt.“

Die ältesten Leute in der Stadt hatten bemerkt, daß das Herannahen der Sommerzeit einen großen Einfluß auf Blandinens ziemlich launenhaften Charakter ausübe, und daß ihre Launen, wie die Launen aller hübschen, jungen Frauenzimmer, oft einen sehr kindischen Grund hatten — ich sage kindisch — meine aber nur dem Anscheine nach kindisch, denn im Grunde ist Alles ernst in dieser leicht beweglichen Welt.

4.

Das ist genug, vielleicht schon zu viel von Blandina gesagt; wir wollen nun, so es Euch gefällt, zu dem kleinen Hiob zurückkehren, der, sobald er das Alter erreicht hatte, wo man sich zu verlieben pflegt — für die Unglücklichen stellt sich diese Zeit sehr früh ein — eine solche Neigung zu ihr faßte, daß er immer seine Arbeit, ja selbst seine Spiele unterbrach und herbeieilte sie anzuschauen, sobald sie auf dem Altan erschien. Ein Ton ihrer Viole reichte hin, selbst wenn er im heftigsten Zorn war, wie das gesunden Knaben wol geschieht, ihn zu beschwichtigen und ihn sanft und geduldig gleich einem Heiligen zu machen, und zwar nicht blos wie einen Heiligen von Fleisch und Knochen, sondern gleich einem jener Heiligen von Stein, die den Eingang der Kirche schmückten.

Natürlich wuchs Hiob's Liebe zu Blandina mit den Jahren und wurde bald eine große, tiefe Leidenschaft, eine von jenen Leidenschaften, die kein Ende nehmen können, weil sie keinen Anfang gehabt zu haben scheinen.

Ihr glaubt vielleicht, daß Hiob irgend ein Mal bei dem Gedanken, daß er eine kleine hölzerne Jungfrau, eine Bildsäule liebe, in Verzweiflung gerieth. Gott bewahre! Gibt es denn Bildsäulen für Verliebte? Wäre Blandina auch von Marmor oder von Eisen gewesen, hätte sie weder ihre Glieder noch ihre Augen bewegen, nicht gehen noch lächeln können, selbst wenn sie weder sich so zierlich zu bewegen wissen, noch so anmuthig ausgesehen hätte, der gute Hiob würde sie doch eben so heftig geliebt haben, und es wäre ihm gar nicht in den Sinn gekommen, daß es diesem reizenden Wesen eben so wohl wie jeder anderen Puppe an Seele, Herz und dem Odem Gottes fehlen könne. Wenn es sich um das Lieben handelt, so kommt es ja auch gar nicht darauf an, wen oder wie man liebt — die Hauptsache ist, zu lieben.

5.

Während dessen starb der alte Glöckner. Das war ein großes Unglück für Hiob, denn er ließ es sich in den Sinn kommen, den Kaplan, der Pfarrer geworden war, zu bitten, ihm die Stelle des Verstorbenen zu geben, indem er als Grund anführte, daß er dann niemals weder seine geliebte Kirche noch seine theueren Wohlthäter verlassen würde. Von Blandinen, obwol er allein an sie dachte, sprach er kein Sterbenswörtchen. Das beweist, wie glühend er sie liebte; die wahre Liebe ist ihrem innersten Wesen nach verschwiegen, — ja selbst stumm.

Aber, werdet Ihr sagen, der Tod des Glöckners war ja kein Unglück für Hiob, sondern für den Glöckner, denn Hiob, wo konnte er anders sein? Von dem Augenblicke an, wo er Blandinen liebte, mußte er ja Alles, was ihn derselben näher bringen konnte, als ein Glück betrachten. Ihr werdet doch nicht behaupten wollen, daß man fliehen müsse, was man liebt?

Vielleicht wird uns der Verlauf dieser Geschichte darüber aufklären. Was mich betrifft, so werde ich mich wol hüten, in solchen Dingen eine Meinung haben zu wollen.

Oder auch — wird man vielleicht fragen — wie kam es, daß Hiob Blandina so liebte, um ihr sein Leben widmen zu wollen? Die gewöhnliche Liebe verlangt Erwiederung, und selbst die aufrichtigste lebt nur davon. Fühlte denn die kleine Glöcknerin, die kleine Violenspielerin, Liebe für ihn?

Das ist allerdings eine ganz richtige Frage, obwol es eine lange Zeit würde unmöglich gewesen sein, sie zu beantworten.

Trotz dem, wenn es einmal ausgesprochen werden muß — man ist sehr leichtgläubig, wenn man liebt — wagte Hiob mehr als ein Mal zu glauben, daß Blandinens Herz, daß dieses Herz von Holz dem seinigen Antwort gäbe, und wenn sie auf ihrer Viole die rührendsten Melodieen spielte und ihm dabei einen langen Blick zuwarf, in welchem sich die zärtlichste Ermuthigung aussprach, so war er hundert Mal, tausend Mal im Begriff gewesen, auf den Altan zu springen und zu ihren Füßen zu schwören, daß er in seiner Liebe für sie leben und sterben wolle. Aber hundert Mal, tausend Mal hatte er es unterlassen, hoffend, daß sie es vielleicht errathe und ihm vielleicht helfe zu reden, oder sogar — und warum nicht? — daß sie zuerst redete, oder endlich, und das würde er Allem vorgezogen haben — daß sie sich verstünden, ohne zu reden — da das Reden Alles verdirbt.

6.

Der Tag der Einführung Hiob's als Glöckner brach an, und man führte ihn sehr feierlich auf den Wendeltreppen bis an die Thür des Glockenthurms, dessen Schlüssel ihm nun mit vielen Ceremonieen übergeben wurden.

Sein Amt bestand darin, mit der großen Glocke alle Stunden, welche Blandina anschlug, zu wiederholen und dies um keinen Preis zu unterlassen.

Was wäre auch daraus geworden, wenn das ganze Städtchen sich um eine Stunde geirrt hätte! Das hätte die Weltordnung gestört.

Hiob gelobte und schwur, was man verlangte, und Niemand zweifelte an seinem Eifer und seiner Pünktlichkeit, weil man seine strenge Redlichkeit kannte.

Dann ließ man ihn allein.

An der Stelle, wo er genöthigt war zu bleiben, um die Stunde anzuschlagen — und diese Stelle war gerade der, an welcher Blandina sich befand, entgegengesetzt — hörte Hiob bald das leise Geräusch, welches die Flügel der Thüre machten, indem sie sich öffneten und gleich nachher das silberhelle Klingen des Hackebretts. Es war gerade Mittagszeit. Euch die Schmerzen zu schildern, die er empfand, als er sah, daß die Pflichten seines Amtes ihn zwangen, Blandinen den Rücken zu kehren, wäre eine Unmöglichkeit.

Wenig fehlte, so hätte er den ihm anvertrauten Posten verlassen, aber die Ehre, die in einem Herzen, das auf dem rechten Flecke sitzt, noch stärker ist, als die Liebe — fesselte ihn an seine Glocke, und er beschloß zu warten, bis der letzte Schlag ausgeklungen, um seinerseits mit der großen Glocke die zwölf Schläge anzugeben, die ihm hunderttausend zu sein und gar kein Ende zu nehmen schienen.

Endlich nahmen sie aber doch ein Ende, und Hiob zog nun seine Glocke wie ein Verzweifelter und mit solcher Heftigkeit, als wolle er sie bestrafen, daß sie ihn von der Geliebten entferne.

7.

Aller Zorn weckt den Bösen. Bei diesen ungewohnten Klängen, die in dem alten Thurme wiedertönten, indem sie ihn bis auf den Grund erschütterten, erwachten plötzlich die Nachtvögel, die denselben bewohnten, und flatterten um den neuen Glöckner herum, dessen schöne blonde Locken mit den Flügeln streifend, hin und her fliegend, ihn um-

Hiob zog seine Glocke wie ein Verzweifelter.

schwirrend, als wollten sie ihn verhöhnen und seinen Schmerz verspotten, der gerade in diesem Augenblicke recht groß war.

Endlich aber hörte aller Lärm auf; die Käuze, die Ohreulen, die Schleiereulen und die Fledermäuse entfernten sich; die zwölf Schläge verloren sich in der Vergangenheit und die Zeit eilte von Neuem der nächsten Stunde zu.

8.

Glauben denn die Verliebten, daß man seit den frühesten Zeiten Amor so ohne allen Grund mit einer Binde vor den Augen dargestellt habe? Werden sie sich niemals überzeugen, daß Nichts, selbst nicht einmal der geliebte Gegenstand dabei gewinnt, wenn man es zu sehr in der Nähe sieht, und daß man, wenn man vernünftig wäre .... — aber, würde man lieben, wenn man vernünftig wäre?

Endlich frei und fast wüthend vor Ungeduld verließ Hiob seine Glocke und kletterte auf den Altan, trotz der Gefahr, sich den Hals zu brechen. Er hatte keinen anderen Gedanken, als den, Blandina wiederzusehen.

Aber so schnell er auch war, sie war doch noch schneller gewesen und es war schon zu spät, als er anlangte. Sie war schon wieder hineingegangen.

Er mußte warten, eine ganze Stunde lang warten. Wer versteht zu warten, wenn er liebt? Indessen — wie Viele warten nicht — die ewig warten werden!

Da es nicht anders ging, so wartete Hiob, und nicht blos eine Stunde, sondern zwei, drei, vier, kurz so viele Stunden, daß ihm der ganze Tag verstrich — zwischen seiner Pflicht, die ihn jede Stunde an seine Glocke rief, und seiner Liebe, die ihn zu Blandinen zurücktrieb — seine Geduld und seine Hoffnung zu ermüden; denn was er auch beginnen mochte, die Stunden folgten einander, ohne daß es ihm gelang, Blandine zu sehen.

Er war dem Wahnsinn nahe.

Einen Augenblick hatte der arme Junge die Idee, an die Thür seiner Geliebten zu klopfen; aber er wagte es nicht.

Er wagte es nicht, so lange es Tag war. — Endlich kam jedoch die Nacht, die Nacht, die die Liebenden liebt und auf welche er deswegen schon rechnen durfte.

Als die Mitternacht vorüber war, näherte sich Hiob, zugleich zitternd und entschlossen, ohne Geräusch der kleinen Zelle. Ach! wie schlug sein Herz ....

Das war aber Alles, was er diesmal zu thun vermochte, und da er fühlte, daß vor der stets verschlossenen Thür der Tod seiner harre, so ging er eben so unverrichteter Sache wieder fort, und nahm sich vor, am folgenden Tage muthiger zu sein.

Ihr, die Ihr über Hiob und seine Schüchternheit lacht, Ihr würdet es nicht besser gemacht haben, oder Ihr waret nie genöthigt, zum ersten Mal an eine Thür zu klopfen, die sich Euch am Ende doch nicht öffnete.

Am folgenden Tage um dieselbe Stunde — ich habe den Muth, es zu erzählen — richtete Hiob auch Nichts mehr aus. Erst am nächstfolgenden Tage fand er die Entschlossenheit, die ihm bis dahin gefehlt hatte. Um sich alle Ueberlegung zu nehmen, lief er gerade auf die Thür zu, und es gelang ihm, mit einer, vor Furcht und Liebe zitternden Stimme, dreimal zu rufen: Blandine! Blandine! Blandine!

9.

Die Wahrheit ist, daß ihm Nichts antwortete als ein klagender Seufzer; aber dieser Seufzer war so sanft und so ausdrucksvoll zärtlich, daß er auch den Schüchternsten ermuthigt und befriedigt haben würde; auch glaubte Hiob, entzückt und tausendmal reicher, als er es je zu sein gehofft, daß er weder von dem lieben Gott, noch selbst von Blandinen noch irgend etwas zu erbitten habe, und daß er auch nie mehr verlangen würde.

Er fiel auf die Kniee. Wenn Ihr liebt, so wißt Ihr, was in seinem Herzen vorging, und liebt Ihr nicht, so thut Ihr wohl daran, Euch zu verlieben, damit Ihr es erfahrt.

Daß man es erfuhr, kam übrigens blos daher, weil die Liebe sich immer auf irgend eine Weise verräth.

Man versichert, daß Blandine am folgenden Tage die Bewohner des Städtchens bezauberte durch die wunderbaren, nicht zu beschreibenden Klänge ihrer Viole, und daß Hiob seine Glocke mit außerordentlicher Geschicklichkeit und musikalischem Verständniß läutete. Man blieb auf der Straße stehn, um die Stunde schlagen zu hören, und stimmte darin überein, daß er in einer Nacht den alten erfahrenen Glöckner überflügelt habe und allen Glöcknern in der Welt etwas zu rathen aufgeben könne.

Ein halbes Jahr lang und noch länger kam Hiob jede Nacht an dieselbe Stelle, und das war sein ganzes — ein beneidenswerthes Glück; denn jedesmal gab ihm ein Seufzer Antwort, und das ist nichts Geringes, wenn es ein Seufzer ist, auf den man wartet.

10.

Wollt Ihr wissen, wo das Glück weilte während dieses halben Jahres, so daß es vielleicht Niemand anderswo treffen konnte? Es hatte sich in den Glockenthurm geflüchtet und verbarg sich da den Augen Aller. Es blieb da nicht, weil es unbeständig ist und oft dort von selbst wegzieht, wo es sich am besten befindet — ohne daß man die Ursache weiß.

11.

Bis hieher habe ich mich als ein treuer Erzähler damit begnügt, von Hiob und seinem Leben zu reden, ohne fast ein Urtheil zu wagen über das, was er that und was er unterließ. Man erlaube mir aber endlich ihn zu tadeln, so schwer es mir auch wird, und zu sagen, daß es sehr Unrecht von ihm war, sich nicht mit seinem Glücke zu begnügen.

Was mich betrifft, wenn ich glücklich wäre — und es ist möglich, daß ich es nicht bin — so würde ich große Sorge für mein Glück tragen, möchte es auch noch so gering sein, und große Furcht hegen, ihm zu schaden, indem ich es vermehren wollte.

Das Herz besitzt nichts Unendliches als das Verlangen — auch glaube man, daß in allen Dingen und vorzüglich wenn es sich um Liebe handelt, es das Klügste sei, auf halbem Wege stehn zu bleiben, da wir in diesem Leben kein Ziel vollkommen erreichen können.

Aber Jeder weiß, daß es tausend Arten gibt, einen Gegenstand zu betrachten, und da Hiob als ein Verliebter seine Betrachtungen anstellte, was die schlimmste Art von allen ist, so war er weit entfernt wie ich über das Alles zu denken, denn mit jedem Tage schien ihm Blandinens Seufzer zärtlicher zu werden.

Eines Tages — glücklicher, verhängnißvoller Tag! — schien ihm dieser Seufzer so viel zu sagen, daß der arme Junge, von der Heftigkeit seiner Leidenschaft fortgerissen, den Muth hatte — in seinem Wahnsinn — an die kleine Thür zu klopfen, indem er mit der ganzen Kraft seiner Seele rief: „Blandine! liebst Du mich? Blandine, liebe mich!“

Da — erzählt man — geschah, was noch nie Jemand gesehen — denn gegen alle Gesetze der Wissenschaft — öffnete sich die Thür und — Blandine erschien auf der Schwelle.

Sie liebte Hiob.

Aber in dem Augenblicke, wo dieser, hingerissen, von Freude berauscht, auf die kleine Zelle zustürzte, fing die Glocke — entsetzlich! — von selbst zu läuten an, und in der Stille der Nacht waren ihre Klänge so schauerlich, daß die Einwohner des Städtchens plötzlich aufwachten, glaubend, das Ende der Welt breche herein. Das ist noch nicht Alles; fast in demselben Augenblicke erhob sich ein Lärm, schrecklicher als ein Donnerschlag, über dem alten Thurm, und die merkwürdige Uhr zersprang in tausend Stücke.

Blandine erschien auf der Schwelle.

Als am folgenden Morgen der Tag anbrach und die Bewohner des Städtchens sich von ihrem tiefen Schrecken erholt hatten und sich in die Kirche wagten, fand man auch nicht die geringste Spur mehr von der Uhr, die der Stolz des ganzen Landes gewesen — noch weniger Spuren aber von Blandinen und eben so wenig von Hiob.

Was man natürlich am meisten im Lande bedauerte, war die Uhr, auch Blandinen bedauerte man ein Wenig wegen ihrer Viole.

Was Hiob dagegen betrifft, so bedauerten einige gute Seelen sein trauriges Geschick, und man beschäftigte sich acht Tage lang damit — nachher vergaß man ihn. — Man wußte, daß er todt war und daß alles Andenken und alle Sehnsucht ihn nicht wieder zu erwecken vermochte.

Darin war Hiob glücklich; denn gar Viele sind noch nicht todt und doch schon vergessen!

12.

Natürlich gab es mehre Erklärungen dieses Unglücks in dem Städtchen.

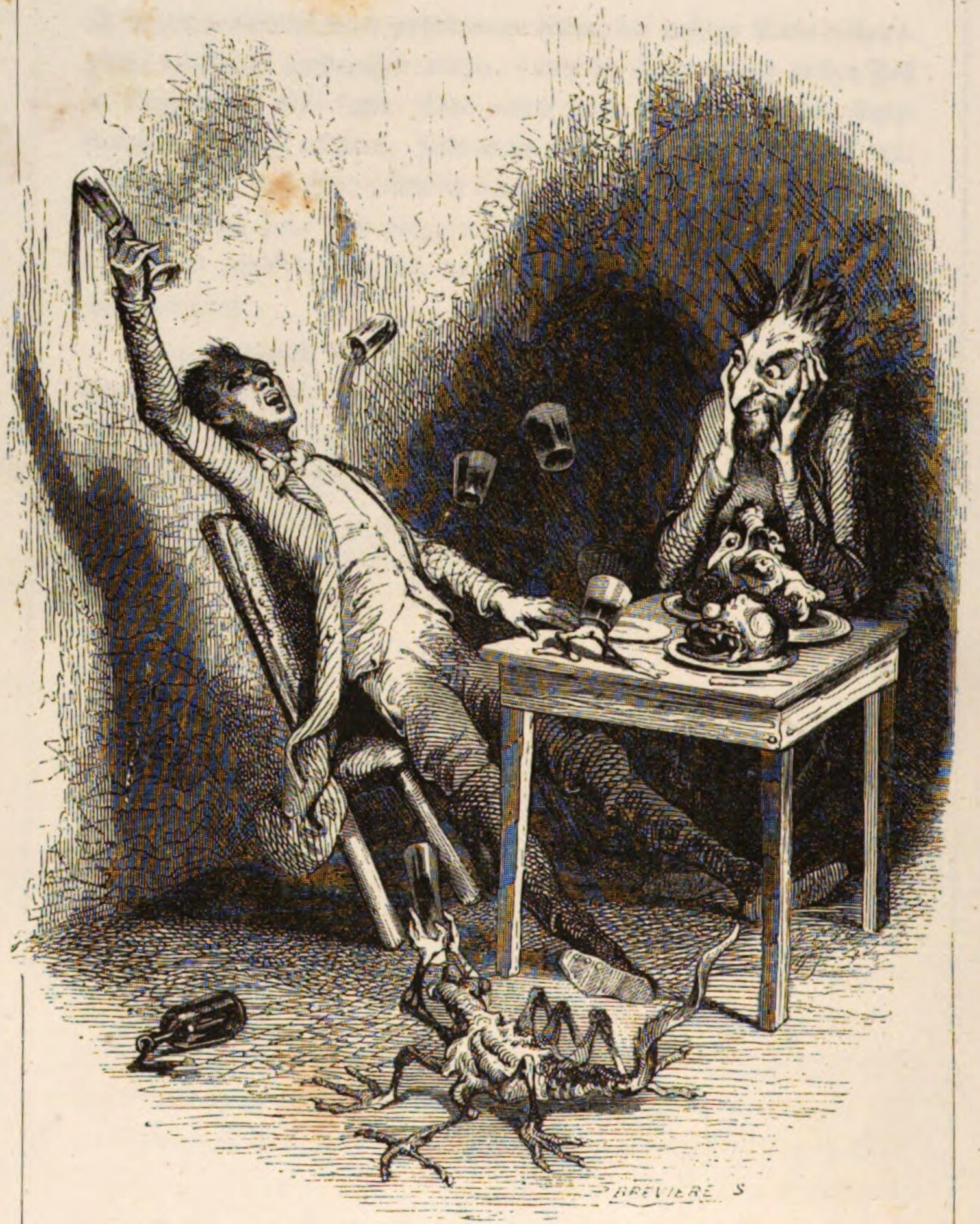
Die verbreitetste unter den guten Frauen war, daß Blandine, die den kleinen Hiob heftig liebte, ihn in ihre Zelle aufnahm und darüber Alles vergaß, sogar die Stunde anzuschlagen. Das hätte nun, ihrem Pactum zufolge, dem Satan volle Macht über sie gegeben und dieser auch nicht ermangelt, sie mit ihrem Geliebten in die Hölle zu schleppen.

Was mich betrifft, so glaube ich das nicht und will es nicht glauben. Ich bilde mir lieber in jedem Falle ein, daß Gott, dessen Liebe unendlich ist, den armen Hiob und die schöne Blandine im letzten Augenblick nicht so würde verlassen haben — da Lieben noch kein so großes Verbrechen ist.

Ich glaube vielmehr mit denen, die Alles erklären, daß der Uhrmacher — eifersüchtig auf sein Werk — in der That, wie einige Chronikschreiber bezeugen — seine wunderbare Uhr so gebaut habe, daß die

Maschine vermittelst einer unsichtbaren Feder, die auf den Altan hinausging, unfehlbar zerspringen mußte, sowie ein Anderer als er den Fuß in Blandinens Zelle setzte. Das würde auch die eben erzählte Katastrophe genügend erklären, falls man nicht mit einigen Anderen annehmen will, daß Hiob wüthend darüber, daß er nur mit einer Bildsäule zu thun habe und vergebens ein Herz bei derselben suche, selbst sein Ideal zerstörte und sich mit ihr unter den Trümmern des Uhrwerkes begrub.

Ist diese Ansicht die richtige, so hatte Hiob vielleicht Unrecht, und jedenfalls nicht Recht. Man muß nie zerstören, was man angebetet hat, und wäre das Idol auch von Holz. — Uebrigens sind es wol nicht die Bildsäulen allein, die kein Herz auf dieser Welt haben? Und wohin würden wir gerathen — großer Gott! — wenn alle getäuschten Verliebten sich auf solche Weise rächen wollten?



Walter starrte mich an und sagte kein Sterbenswörtchen.

Funfzehntes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. Fortsetzung. Ein Trinklied mit Chor. Walters Betrachtungen über Hiob's Geschichte und was weiter noch verhandelt wurde.

Die langen Geschichten haben das Gute, daß sie Einen wunderbar zum Schlaf geneigt machen. Es war spät, als diese endete. Da Jeder das Bedürfniß fühlte, zu Bett zu gehen, so standen Alle auf, und Walter und ich blieben allein bei unsern Gläsern sitzen.

Da ich mein eigenes Tagebuch schreibe, so darf ich nicht lügen und muß daher bemerken, wie während der langen Erzählung unsere Gläser so oft waren geleert und gefüllt worden, daß ich Walter gleichsam nur durch eine Wolke sah; der Tisch schien sich zu drehen oder drehte sich wirklich, und ich hätte schwören mögen, daß unsere Gläser sich von selbst unseren Lippen darboten und um uns herum flogen, und daß aus meinem auf die Erde gefallenen Taschentuche plötzlich Arme und Beine herauswuchsen und es wie eine den Naturforschern noch unbekannte Art von jungem Krokodill mit langen Klauen auf mich zukroch, was mir übrigens als etwas ganz Gewöhnliches vorkam.

Walter hatte die Elnbogen aufgestützt, den Kopf zwischen die Hände gelegt, starrte mich an und sagte kein Sterbenswörtchen. Seine gute Laune schien fort zu sein und er sah wieder aus wie ein Gespenst.

Ich dagegen war sehr lustig geworden und stimmte folgendes Lied an:

Getrunken! Getrunken!
Auf dieser Erd' ist zu viel Naß,
Und macht der Mensch sich nicht zum Faß,
So hält sein morsches Knochenhaus
Die innre Dürr' nicht lange aus.
Denn innen dürr und außen naß,
Da springt das allerbeste Faß.
Getrunken! Getrunken!

Chor.

Denn innen dürr und außen naß,
Da springt das allerbeste Faß.
Getrunken! Getrunken!

Solo.

Getrunken! Getrunken!
Vom Wasser wird man ausgelaugt,
Der Sonnenschein den Geist aussaugt;
Der Mondenstrahl macht kalt und blaß
Und zehrt an uns ohn' Unterlaß,
Und Ost und West und Nord und Süd
Verdörren Einem das Geblüt.
Getrunken! Getrunken!

Chor.

Und Ost und West und Nord und Süd
Verdörren Einem das Geblüt.
Getrunken! Getrunken!

Solo.

Getrunken! Getrunken!
Die Weisheit liegt im Geist des Weins,
Klar ist das wie das Einmaleins.

Auf meine Lehre nur gehorcht:
So lang der Wirth noch Wein uns borgt
Und uns vom Besten geben will,
So lange steht die Sonne still.
Getrunken! Getrunken!

Chor.

So lange steht die Sonne still,
Als Wein der Wirth uns geben will.
Getrunken! Getrunken!

Solo.

Getrunken! Getrunken!
Doch hält der Wirth mit Schenken ein,
So muß der jüngste Tag da sein,
Wo Alles sich zum Teufel schiert
Und jede Rechnung wird quittirt.
Ein Mann von ächtem Schrot und Schlag
Trinkt darum bis zum jüngsten Tag.
Getrunken! Getrunken!

Chor.

Ein Mann von ächtem Schrot und Schlag
Trinkt darum bis zum jüngsten Tag.
Getrunken! Getrunken!

Ich weiß gar nicht, wie ich dazu kam, ein solches Trunkenboldslied anzustimmen, denn ich bin eigentlich ein Feind von jeglichem Uebermaß, aber ich befand mich einmal in einer tollen Laune und ließ ihr um so mehr freien Lauf, als Alles einzustimmen schien; denn Tische, Bänke, Stühle, Flaschen und Gläser, kurz Alles, was im Zimmer war, sang den Chor, — nur Walter nicht. Walter saß stumm und unbeweglich da und starrte vor sich hin.

— „Worüber denkst Du denn so tiefsinnig nach?" fragte ich ihn.

— „Es kommt mir vor“ — antwortete er — „als ob das eben erzählte Märchen meine Geschichte enthielte und ich eben so naiv gewesen wäre, wie der kleine Hiob.“

— „Wie!“ — rief ich — „Du hättest eine Bildsäule geliebt?“

— „Alle Weiber stammen etwas aus Sodom“ — erwiederte er — „welchen Weg man auch mit ihnen zurückgelegt habe, es geschieht immer, daß man eine gewisse Stelle, wenn man sich umsieht, gewahr wird, wo diejenige, welche man für einen Engel hielt, sich gleich Loths Weibe in eine Salzsäule verwandelt hat.“

— „Nun, nun“ — sagte der Mann, der uns die Geschichte Hiob's erzählt hatte und welcher unbemerkt wieder eingetreten war, — „Loths Abenteuer beweist nur, daß dieser Patriarch eine große Thorheit beging, als er sich umdrehte und nach seiner Gattin sah, die das gewiß nicht für ihn gethan hätte, denn die Frauen sehen sich nie nach dem um, was sie hinter sich lassen.“

Darauf wandte er sich noch besonders zu Walter und fuhr fort: „Wenn Ihr verliebt seid, mein Herr! desto schlimmer für Euch. Obwol die Liebe immer das Feuer des Himmels bleibt und man selten an den Brandwunden stirbt, die sie uns macht, so ist sie doch ein Feuer, das man fürchten muß. Selbst wenn man wie Prometheus eine Bildsäule belebte, müßte man sich doch hüten, es zu stehlen, denn Pandorens Büchse kann sich zu jeder Zeit von Neuem öffnen.

Aus Allem, was hier seit heute Morgen gesagt wurde, läßt sich kein anderer Schluß ziehen, als der, daß, so lange noch ein Weib auf Erden ist, sich auch etwas Neues unter der Sonne sagen läßt, und daraus darf man wieder nur den Schluß ziehen, daß die Frauen unvollkommen sind. Man thäte jedoch großes Unrecht, wollte man sich darüber beklagen. — Wären sie vollkommen, so müßte man, nach meinem Dafürhalten, sie ewig lieben, und das möchte wol über unsere Kräfte gehn.“

— „Was mich betrifft“ — sagte Walter, indem er aufstand — „so bin ich heute Abend der Meinung Harlekins, und behaupte gegen Jedermann, daß die Welt viel besser sein würde, wenn es weder Männer noch Weiber auf derselben gäbe. — Laßt uns zu Bette gehn.“

Also geschah es auch.

Sechzehntes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. Fortsetzung. Wie, was und weshalb der Held dieses wahrhaften Reisemärchens träumt.

Als Walter aufstand, mich unter den Arm faßte und nach dem uns angewiesenen Zimmer führte, hatte ich ein seltsames Gefühl, das ich nicht eben beschreiben will, weil es gerade nicht das angenehmste war. Angekleidet warf ich mich auf mein Bett, aber dies gab eine Erschütterung wie ein Erdbeben, und ich konnte wirklich mit Dante, als ihm Charon abschlug, ihn über den Höllenfluß zu setzen, nach Philaleth's trefflicher Verdeutschung ausrufen, denn mir geschah genau dasselbe:

— — rings erzitterten die düstern
Gefilde plötzlich so, daß mich der Schrecken,
Wenn ich dran denke, noch im Schweiße badet.
Vom thränenreichen Land erhob ein Sturm sich,
Begleitet von der Blitze rothem Leuchten,
Das jeglicher Empfindung mich beraubte,
Und nieder sank ich, wie vom Schlaf umfangen.

Walter behauptete nun zwar, als wir gelegentlich darüber sprachen, ich hätte mich so gewaltsam auf mein Lager geworfen, daß die ganze Stube erzittert und das Licht plötzlich ausgelöscht sei; ich glaube das aber nicht, es muß sich in dem Augenblicke durchaus irgendwo auf der Erde etwas Besonderes zugetragen haben, das ich mit meinen feineren Nerven empfand, während die seinen unberührt blieben.

Sie saß unter unserem Lieblingsbaum und weinte.

Ich sah sie lustig am Arme eines jungen Mannes.

Sei dem, wie ihm wolle, ich war wie Dante am Ende des dritten Gesanges der Hölle plötzlich in tiefen Schlaf gesunken, aber dieser Schlaf war kein erquicklicher, denn wüste Träume jagten nach einander durch meinen inneren Menschen. Anfangs waren sie nicht so schlimm und schienen, obwol keineswegs golden, doch aus dem Thore von Elfenbein zu kommen. Ich träumte nämlich von Maria und sah sie in dem kleinen Gehölz, das an das Häuschen ihrer Mutter stößt. Sie saß unter unserem Lieblingsbaum und weinte heiße Thränen.

„Nun" — hörte ich Jemanden mir in die Rede fallen — „das kann man doch nicht einen angenehmen Traum nennen?"

Gib der Wahrheit die Ehre, lieber Leser, und gestehe, daß es Dir nicht leid thun würde, wenn Du von der Herzgeliebten getrennt wärest, zu erfahren, wie sie aus Sehnsucht nach Dir vergeht und ihre Augen sich um Deinetwillen in zwei Quellen verwandeln.

Aber gleich einem Drama erhielt dieser Traum bald eine Peripetie, und zwar wie die Poetik sie nennt: de bien en mal. Ich war es nicht mehr, nach dem Maria sich sehnte, auf den sie harrte, um den sie weinte in dem Wäldchen, wo jedes Blatt, auf das ihr Auge fiel, sie hätte an mich erinnern müssen. Plötzlich sah ich sie aufstehn und nicht mehr allein und traurig, wie ich sie zuerst erschaut, sondern lustig und guter Dinge am Arme eines jungen Mannes, der mich aus ihrem Herzen verdrängt hatte, sich entfernen.

Meine dadurch bis auf den Tod betrübte Seele spaltete sich nun in zwei Hälften, von denen die eine die abscheulichsten Visionen voll Unsinn erzeugte, über welche ich nachher noch reden werde, während die andere höchst vernünftig folgendermaßen über die Eifersucht, sowol über den Eifer wie über die Sucht, philosophirte. Ich widme diesen Betrachtungen ein besonderes Nebenkapitelchen in diesem sechzehnten Hauptkapitel.

Nebenkapitelchen.

Philosophische Betrachtungen einer halben Seele über die Eifersucht.

Der Schalk Ariost sagt in der dritten Stanze des 16. Gesanges seines rasenden Roland — es ist erstaunlich, was so eine halbe Seele im Halbschlummer für ein Gedächtniß hat — : Wem das Unglück zu Theil ward, sich in eine Ungetreue zu verlieben, der

Ha di se stesso e del suo amor vergogna,
Nè l'osa dire, e in van sanarsi agogna

was deutsch wiedergegeben werden könnte:

Er schämt sich seiner selbst und daß er liebt,
Wagt's nicht zu sagen, da es für ihn kein Mittel giebt —

womit freilich nicht Alles übersetzt ist, was indessen auch Nichts macht. Wer aber eine Ungetreue liebt, hat Recht, eifersüchtig zu sein. Ein Eifersüchtiger ist indessen, gleich Denkerin dieses, nur eine halbe Seele, denn die andere Hälfte ist nie zu Hause; die wandert stets zu der untreuen Geliebten hinüber. Bei der zu Hause bleibenden ersten Hälfte, die natürlich auch nur die Hälfte der Eifersucht in sich aufnehmen kann, frägt es sich nun, ob der Eifer oder die Sucht sie fülle. Ist es der Eifer, so wird sie leichter zu heilen sein, denn da tobt sie sich ab und treibt dadurch den eingesogenen Giftstoff wieder hinaus; ist es aber die Sucht, so nährt sie dieses Unbild, gefällt sich darin, schmachtet, klagt, macht Verse, härmt sich ab, lauter Beschäftigungen und Seelenzustände, durch welche die Krankheit unheilbar wird. Es ist schwer, Jemanden vom Schmachten, noch schwerer vom Klagen und ganz unmöglich, ihn

vom Versemachen zu curiren; eine solche halbe Seele muß natürlich zu Grunde gehn, und die Hälften der Seele sind nicht wie die Hälften in der Ehe, wo die eine sehr oft gerade dann recht gesund wird, wenn die andere erkrankt und stirbt, sondern das Gegentheil, sie sind zusammen gesund, erkranken zusammen und sterben miteinander.

Daraus folgt die Lehre, daß, wenn Einen die Eifersucht packt und Einem die Seele in zwei Hälften spaltet, Einer die halbe Seele mit der Sucht zu der untreuen Geliebten aus dem Hause senden, die halbe Seele mit dem Eifer aber zu Hause behalten und sich austoben lassen solle; dann vertreibt der Eifer die Sucht, man wird von der Eifersucht befreit, die beiden Hälften wieder gesund und eins, und die unsterbliche Seele ist gerettet. Probatum est.

Siebenzehntes Kapitel.

Visionen der anderen Seelenhälfte, nebst Abdrücken eines Traumdaguerreotyps.

Meine halbe Seele No. 2 nämlich erkannte plötzlich den Mann, der mir Maria's Herz geraubt hatte, und siehe, es war kein Anderer als Walter selbst. O! rief ich mit Shakspeare — S. Timon von Athen Act. 3 Sc. 1 Londoner Ausgabe von 1823, 1. Bd. in 8. S. 658, zweite Columme, Zeile 19 von oben; es ist doch, wie schon oben bemerkt wurde, erstaunlich, welch ungeheures Gedächtniß eine solche halbe Seele besitzt — ; also ich rief mit Shakspeare loco citato: Thou disease of a friend and not himself, Du Krankheit eines Freundes, nicht er selbst. Dies nahm er natürlich sehr übel, wie es auch gemeint war. Wir zogen die Degen, kreuzten sie und es dauerte nicht lange, so rannte ich ihm den meinigen durch den Leib, aber — wer beschreibt mein grenzenloses Erstaunen — es tödtete ihn erst und dann verdoppelte es ihn. Einen Augenblick später saß er nämlich ruhig bei seinem eigenen Leichnam und grinste mich höhnisch an, so daß ich ihn zugleich todt und lebendig vor mir erblickte.

Darauf wurde mein Lager an eine andere Stelle versetzt, ohne daß ich gleichfalls begriff, wie es zuging. Es stand plötzlich neben einer alten Ruine, aus deren Thurm eine unendliche Reihe ernster, wunderlicher Gestalten gezogen kam, welche mich im Vorbeigehen mit kalter Höflichkeit grüßten

Einen Augenblick später saß er bei seinem eigenen Leichnam.

Eine unendliche Reihe wunderlicher Gestalten kam gezogen

Diesen folgte eine Gruppe scheußlicher Gesichter, in denen ich zu meinem größten Schmerze meine vertrautesten Freunde erkannte.

Ich würde aber kein Ende finden, wollte ich Alles beschreiben, was ich in dem abscheulichen Traume sah; ich habe daher für besser gefunden, es durch eine neue Erfindung, die noch ein Geheimniß ist, welche aber sogar Alles, was man im Traume sieht, auf zubereiteten Platten fixirt, zu daguerreotypiren, lege die getreuen Abdrücke bei und schließe das sehr kurze und doch sehr inhaltreiche siebenzehnte Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Traum der ganzen Seele.

Bald fand sich die andere Hälfte meiner Seele wieder zu mir, jene verwirrten Traumbilder verschwanden und machten anderen Erscheinungen Platz, deren genaue Deutlichkeit dagegen mich noch mehr erschütterte.

Ich befand mich mit dem Freunde am Fuße eines hohen Berges und sah von Weitem auf zwei verschiedenen Wegen, von denen der eine zu meiner Rechten, der andere zu meiner Linken auslief, zwei Frauen von hoher Gestalt mit gleichmäßigem Schritte auf uns zuwandeln.

Beide schienen mir schön und erhaben, nur bemerkte ich, daß die Blumen sproßten, die Wiesen grünten und die Bäume sich mit Laub und Früchten deckten auf dem Pfade der zur Rechten Wandelnden, während die Erde unter den Tritten der Anderen verdorrte, als ob die Vernichtung sie unsichtbar begleite.

Beide waren sich so ähnlich, daß man sie hätte miteinander verwechseln können, wenn die Erstere, das Leben, nicht ebenso rothe blühende Lippen gehabt hätte, als die der anderen Gestalt, der Erscheinung des Todes, bleich und welk waren.

Je mehr sie sich näherten, desto stärker bemächtigte sich meiner eine unbeschreibliche Angst.

Als sie uns ganz nahe waren, stellte sich das Leben zwischen uns und den Tod.

„Ich lasse Dir diese Beute nicht" — sagte es — „diese Beiden sind meine liebsten Kinder; sie wollen noch nicht sterben."

— „„Wenn man Dir glaubte"" — entgegnete die Erscheinung des Todes, ihren Schleier zurückwerfend und ihr zugleich schönes und schreckliches Antlitz enthüllend — „„so gäbe es Niemanden, der den Tod liebte. Vergissest Du denn, daß Deine ausgezeichnetsten Söhne müde, die Erfüllung Deiner unfruchtbaren Versprechungen umsonst auf Erden zu erwarten, Dich verließen, um mir zu folgen, und daß sie sich leidenschaftlich in mich verliebten?""

— „Ach!" seufzte das Leben.

— „„Auf allen Seiten dieses ausgedehnten Reiches"" — fuhr der Tod fort — „„höre ich mich rufen — und die Rufenden sind Deine Kinder — dieselben, denen Du Tag für Tag als eine gute Mutter Deinen unerschöpflichen Reichthum an Leiden spendest, ohne in dem Antheil eines Jeden das furchtbare Uebel der Hoffnung, dieses Uebel des folgenden Tages, zu dem ich allein das Gegenmittel besitze, zu vergessen.""

Darauf wandte sich die Erscheinung zu uns und sagte:

„„Alles Erschaffene ward geschaffen, um zu leben und zu sterben. — Die Stunde des Todes ist für Euch gekommen. Folgt mir!""

„Sobald ich die Geliebte wiedergesehn!" — rief ich erschreckt.

„Ich hoffe noch" — stammelte Walter.

„Du siehst es" — sprach das Leben — „sie wollen nicht sterben. O Tod! laß Dich erweichen!"

Die furchtbare Erscheinung warf einen ernsten, unbeschreiblichen Blick auf uns; ich weiß nicht, ob des Mitleides oder der Verachtung.

— „„Der Tod, der unvermeidliche Tod kann warten"" — sagte sie.

Dann entfernte sie sich.

Uns aber faßte das Leben bei der Hand und zeigte uns die blühenden Pfade, auf denen es einhergewandelt war, und die reichen Felder mit der üppigen, hoffnungsvollen Saat.

„Dorthin müßt Ihr ziehn“ — sagte sie — „nicht dahin!“

Und mit dem Finger wies sie auf die düstere Bahn, die ihre Gefährtin eingeschlagen hatte; erschreckt sahen wir dieselbe mit Todten und Sterbenden, welche sie schon hinter sich gelassen, bedeckt.

Kaum war jedoch der Tod unseren Blicken entschwunden, so dachte ich auch nicht mehr an ihn.

Ich hatte Unrecht, denn der Tod ist nie fern.

„Dorthin müßt Ihr ziehen — nicht dahin."

Neunzehntes Kapitel.

Höchst unangenehmes Erwachen. Der Esel der Scholastiker. Kinder und Sterne.

Das lebendigste Leben riß mich aus den Armen des Traumes, der meine ganze Seele umklammert hielt. Feuer! Feuer! schrie man überall; das Haus, in dem wir uns befanden, brannte. Schon umgab uns dicker Rauch und der Boden knisterte und krachte unter unseren Füßen. Mir blieb nur die Zeit, den Freund zu wecken und mit ihm zu entfliehn. Nur mit der größten Mühe retteten wir uns durch die Thür des Hühnerhofes, den wir in der größten Unordnung und Verwirrung fanden. Bei dem Schein der Flammen glichen seine Bewohner allen möglichen Wesen, nur nicht unschuldigen Hähnen, Enten, Gänsen, Consistorial- und anderen losen Vögeln, was sie doch in der That waren.

Aus dem Hühnerhofe gelangten wir, immer von der Wuth des Feuers verfolgt, auf einen anderen Hof, dessen Thüre auf das freie Feld führte. Ein Stallknecht öffnete uns dieselbe. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß oft in den wichtigsten Augenblicken des Lebens und unter den drohendsten Gefahren sich die geringfügigsten und unbedeutendsten Einzelnheiten gerade am lebhaftesten dem Gedächtniß einprägen. So ging es mir auch mit diesem Stallknechte. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er da stand mit einer brennenden Laterne, die sehr

überflüssig war, denn die Feuersbrunst hatte die Nacht in hellen Tag umgewandelt. Er schnitt merkwürdige Grimassen; man wußte nicht, ob er lache oder weine — kurz, schön war er eben nicht; das brauchte er aber auch nicht zu sein. Unsere Pferde hatten ihn gewiß schön gefunden, als er sie mit Hafer und Heu versorgte.

Ehe er die Thür wieder hinter uns in das Schloß warf, rief er uns, wahrscheinlich vom Mitleid für unsere erschöpften Rosse getrieben, zu: „Der Reisende muß sorgen für sein Roß!" Das war ein fünffüßiger jambischer Vers, und zwar ein aus dem Ariost entlehnter; der einzige im ganzen rasenden Roland vorkommende, der sich für einen Stallknecht paßt. Immermanns Skizze von der schreibseligen Familie, wo die Amme Abhandlungen über das beglückende Muttergefühl verfaßt, und die Pferde Elegieen im Sand scharren, fiel mir ein; ich wollte fragen, ob die Cultur schon hier so weit vorgerückt sei, daß ein Knecht im Stalle anstatt des Abendsegens den Ariosto lese, und an die Antwort, die mir zu Theil würde, Betrachtungen a) über die Cultur überhaupt, b) über die Cultur insbesondere und c) über die Cultur ins Besonderste, d. h. in einem Pferdestalle, anknüpfen, aber der immer weiter um sich greifende Brand ließ mir keine Zeit dazu, um so mehr als sich zwischen Walter und mir eine sehr ernste Discussion erhob.

Bisher war nämlich auf allen unseren Reisen und bei allen streitigen Fällen der Zufall, diese Vorsehung für Menschen, die nichts Vernünftiges zu thun haben, unser Leitstern und Schiedsrichter gewesen. Damit wir uns nicht wegen des einzuschlagenden Weges quälten, hatten wir ausgemacht, immer geradeaus zu gehn, denn für zwecklose Reisende, die nur reisen, um zu reisen, wie wir es thaten, ist ja jeder Weg der rechte, vorausgesetzt, daß er einen Ausgang hat.

Wenn diese Sorglosigkeit der Entschuldigung bedürfte, so konnten wir sie durch zahlreiche und berühmte Beispiele rechtfertigen.

Nach der Eroberung von Troja schiffte sich Aeneas mit dem Reste seiner Landsleute ein, ohne zu wissen, wohin ihn die Winde treiben

würden, und bat den Zufall um die Gewogenheit, ihm anzudeuten, wo er seine neue Stadt gründen solle.

Incerti quo fata ferant, ubi sistere detur

was just eben so viel heißt und nicht erst verdeutscht zu werden braucht.

Ein anderer nicht minder berühmter Held, Don Quixote de la Mancha, verließ eines Morgens durch die Hinterthür sein Haus und befand sich bei gewaltiger Sonnengluth in der Ebene von Montial, ohne besser als Aeneas zu wissen, wohin er ginge, und ohne sich mehr darum zu kümmern, als wir es thaten.

Gibt es denn etwas Trostloseres als eine Reise, deren Ziel man kennt? Ehe man in Rom anlangt, wird man Rom selbst satt haben, weil man es immer vor Augen hat. Da nun obendrein bekanntlich jeder Weg nach Rom führt, wozu soll man denn einen besonders wählen und sich dadurch um die angenehme Frage bringen: „Wo sind wir denn eigentlich?“

Uns aber hemmte Folgendes.

Wir befanden uns an einer Stelle, wo der gerade Weg ein Ende nahm und in zwei schräge Wege auslief. Wenn sich der geneigte Leser ein Y denkt, so denkt er sich unsere Situation und unsere Verlegenheit auch leicht hinzu.

Welchen Weg sollten wir nun einschlagen und warum diesen lieber als jenen oder umgekehrt?

Nur leichtsinnige und inconsequente Leute sind allein fähig, die Bedeutsamkeit einer solchen Lage und Frage zu verkennen, oder besser, sind allein unfähig, sie zu erkennen.

Alle großen Scholastiker des Mittelalters, wie St. Thomas, Duns Scotus, Bonaventura u. s. w., wurden in ihren Forschungen durch eine Frage gehemmt, die gewiß nicht wichtiger war.

Es handelte sich nämlich darum, zu wissen — angenommen nämlich, was gar nicht zu bestreiten ist, daß es für jedes Thier absolut un-

möglich sei, sich zwischen zwei Motiven von ganz demselben Werthe und Gewichte zu entscheiden — also, es handelte sich darum, zu wissen, ob ein vom Hunger und Durst gleich sehr gequälter Esel, welcher zwischen einer Metze Hafer und einem Eimer mit Wasser mitten inne stände, nicht unfehlbar vor Hunger und Durst umkommen würde, ehe er mit Vernunft die Wahl zwischen dem Hafer und dem Wasser träfe?

Die großen Scholastiker, sowol Sanct Thomas von Aquino, Doctor Angelicus, wie Johann de Fidanza, genannt S. Bonaventura, Doctor seraphicus, und Johannes Duns Scotus, Doctor subtilis, eben so gut wie der namenlose Esel, der kein Doctor war und gewöhnlich nach Johann Buridan, der dem Determinismus anhing, der Esel des Buridan geheißen wird, konnten recht füglich, sammt und sonders mit Hamlet ausrufen:

Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage.

Denn die Gegner des freien Willens — der Esel, ein Anhänger desselben, widerlegte seiner Zeit siegreich ihren Schluß — behaupteten, der Esel müsse verhungern und verdursten, also — — sterben.

Nach ihnen hätten wir demzufolge unbeweglich auf dem Flecke bleiben müssen, da wir durchaus keinen Grund hatten, den linken Weg dem rechten oder umgekehrt vorzuziehn. —

Gleich dem Esel kam uns aber die Frage der gelehrten Herrn sehr lösbar vor.

Wir hatten nämlich beschlossen, in solchen Fällen unseren Pferden die Entscheidung zu überlassen, wie der fromme Aeneas dem Zufall.

Nun stellte sich aber die Schwierigkeit ein, daß Walters Pferd rechts einbog, das meinige dagegen links. — Zusammen bleiben mußten wir aber doch und das war, wenn wir es den Rossen anheim stellten, unmöglich.

Sie führte mich eines Abends an das Fenster.

„Nehmen wir an, sagte Walter, wir seien auf dem Meer, und machen wir es wie die Seefahrer; schlagen wir die Augen auf, anstatt auf den Erdboden zu schauen, und suchen wir dort oben unseren Weg. Man sagt, Jedermann habe seinen guten oder bösen Stern; laß uns auch einen Stern haben, der unser Ziel ist und auf denselben zureiten.“

Bei diesen Worten zeigte er mir einen großen Stern, der alle anderen Gestirne mit unvergleichlichem Glanz überstrahlte, und rief: „Das ist unser Stern!“

Kaum hatte er es gesagt, so warf derselbe Stern plötzlich einen seltsamen Schein, löste sich vom Himmel ab, glitt durch den Raum, wo er gleichsam eine silberne Furche hinter sich herzog und — verschwand.

Ich glaube nicht, daß es Jemanden gibt, der zu gewissen Zeiten abergläubischer ist, als ich. — Nicht als ob ich mich damit rühmen wollte. — Aber nie, wann es auch sei, wird mir ein Stern und namentlich ein Stern, der sich schneuzt, etwas Gleichgültiges sein.

Das hat folgenden Grund.

Als ich noch ein ganz kleiner Knabe war, hatte ich mich in den Himmel verliebt; ich brauchte nur hinauf zu schauen um dort Legionen von Seraphin mit sanften Blicken und feurigen Flügeln zu gewahren; Alles, was ich da sehen wollte, sah ich wirklich auch daselbst.

Noch jetzt geschieht es mir wol, daß ich hinaufblicke und suche, was ich sonst dort zu finden pflegte; aber — bin ich kurzsichtiger geworden? — mein Auge erfaßt jene geliebten Erscheinungen nicht mehr.

Ich rede von meiner Kindheit; zu den Sternen will ich, aber vorher muß ich den Namen meiner Mutter aussprechen.

Ich hatte damals eine liebe, zärtliche, fromme Mutter — leider habe ich sie nicht mehr. Sie führte mich eines Abends, als ich sehr artig gewesen war, an das Fenster und zeigte mir, wie schön die Nacht sei und wie prachtvoll die Sterne am Himmel funkelten. Dann erzählte sie mir,

diese schönen Sterne seien Engelsaugen, die dort oben, während der Nacht, den Schlaf artiger Kinder bewachten, und daß die Augen der Engel am Himmel vor Freude und Zufriedenheit desto heller strahlten, je artiger die Kinder gewesen seien.

Es war eins von den Märchen, wie sie die Mütter ihren Kindern erzählen und welche die Kinder — die das Glück besitzen, Alles zu glauben — voll Eifer hören. Brach nun der Abend an und bemerkte ich, daß diese glänzenden Blicke auf mich herabstrahlten, so wurde ich, wie durch Zauber, der artigste und (man hat es mir gesagt) liebenswürdigste kleine Knabe, den es gab. — Riß mich die Heftigkeit fort, so brauchte die Mutter nur zu sagen: „hüte Dich, die Engel sehn nach dir" — und augenblicklich wurde ich wieder gut, um nur nicht die Engel zu beleidigen.

Diese lieben Sterne, wie soll ich würdig von ihnen reden; alles Lob bliebe doch unzulänglich. Die Dichter haben sie goldnen Staub genannt, sie mit Allem, mit den Diamanten und was weiß ich sonst noch verglichen: Es gibt keinen guten Vergleich für dieselben. Romeo vergleicht sie mit Juliens Augen, indem er sagt:

Zwei von den schönsten Sternen rings am Himmel,
Die just beschäftigt, bitten ihre Augen
In ihren Kreisen dort zu strahlen, bis
Sie wiederkehren. — Wie wenn ihre Augen
Dort wären und in ihrem Haupte jene?
Der Glanz von ihrer Wange würde dann
Beschämen diese Sterne wie das Licht
Des Tages eine Lampe; wär' ihr Aug' am Himmel,
So glänzend würd' es strömen durch die Luft,
Daß alsobald die Vögel singen würden,
Glaubend, es sei nicht Nacht.

Man hat auch gesagt, sie seien die Blumen des Firmamentes. Um der Liebe willen zu den Blumen und zu schönen Augen, würde ich

diese beiden Gleichnisse vor allen anderen gelten lassen; aber die Blumen welken und die Sterne, wenn sie Blumen sind, sind unverwelkliche Blumen: ihr Frühling währt dort oben ewig. — Was nun die Augen betrifft, so widerfährt es auch den schönsten, daß ein Tag kommt, wo sie sich schließen um sich nie wieder zu öffnen — während die holden Augen der Nacht, die Sterne sich jeden Abend mit neuem Glanze schmücken.

Kurz, was mir meine Mutter von den Sternen gesagt, hatte mir dieselben heilig gemacht und ich liebte sie leidenschaftlich bis zu dem Tage, wo ich sie noch mehr lieben lernen wollte und auf der Universität Vorlesungen über Astronomie besuchte.

Um wie Vieles bringt Einen nicht das vertrackte Lernen und wie gut wäre es oft, wenn man Nichts wüßte und die Augen gar nicht öffnete.

Wie wurde mir erst zu Muthe, als ich mir beweisen lassen mußte, daß meine kleinen schönen Freunde dicke, abscheuliche Weltkörper gleich unserer Erde seien, auf denen es am Ende auch noch gar Universitäten Sternwarten, Pedelle und Carcer gab. —

Seit diesem Tage waren die Sterne für mich nichts mehr als die Erinnerung, der Schatten dessen, was sie mir früher gewesen.

Aber die Erinnerungen muß man schonen — diese traurigen Ueberbleibsel, diese geliebten Schatten der Vergangenheit. —

Es that mir daher sehr Leid, daß der Stern, dem Walter unser Vertrauen geschenkt hatte, sich — schneuzte.

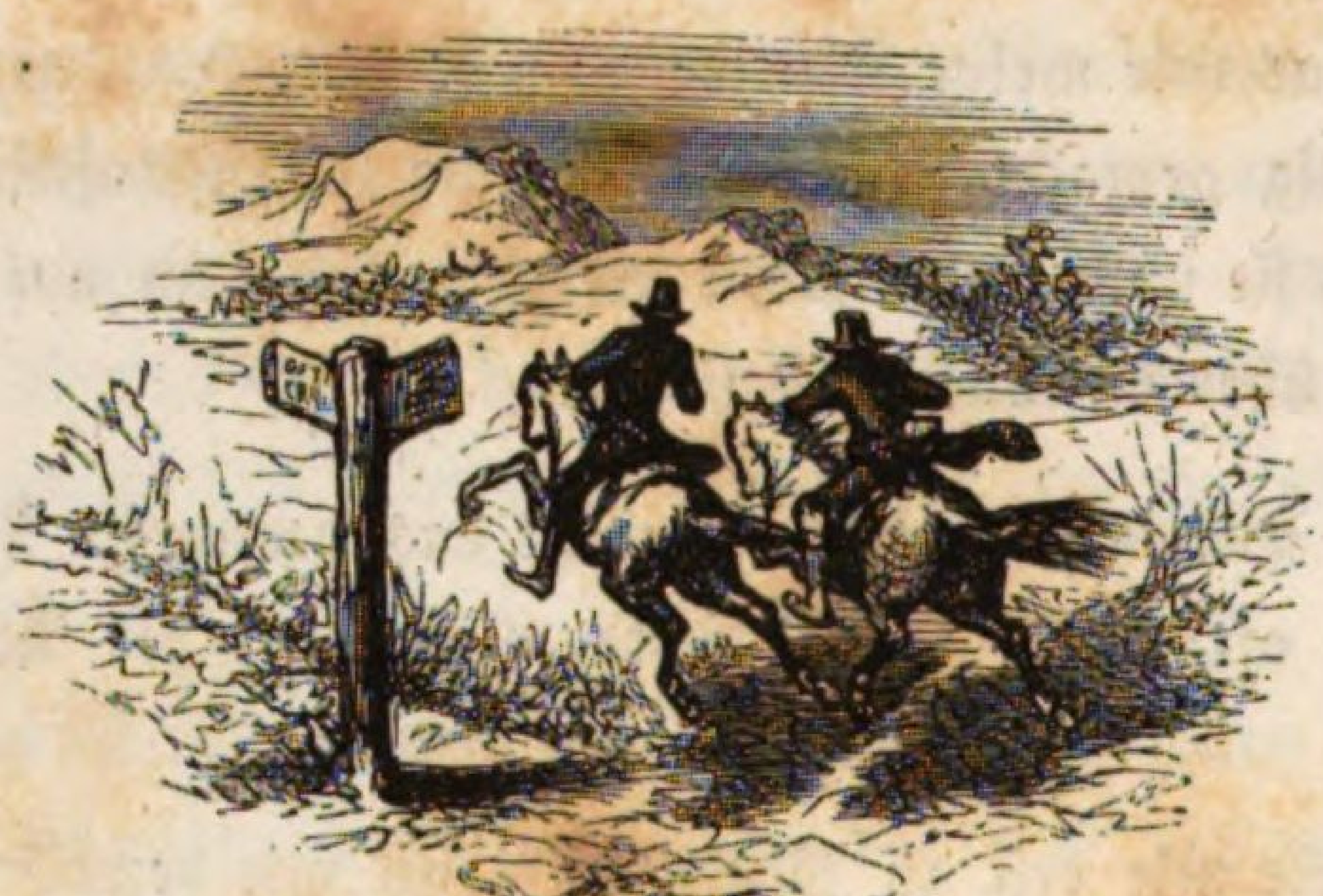
„Wer hätte glauben können" — sagte ich zu dem Freunde — „daß ein so schöner Stern seinem Ende so nahe sei?"

„Bah" — erwiederte er — „nehmen wir einen von diesen beiden Wegen."

„Aber welchen?" — fragte ich — „nach so böser Vorbedeutung!"

Da zerhieb Walter plötzlich den gordischen Knoten und sagte: „Weder rechts noch links! Reiten wir querfeldein.“

Der Gedanke hatte meinen Beifall und ward sogleich ins Werk gesetzt.



Zwanzigstes Kapitel.

Was davon kommt, wenn man sich seinen Träumen überläßt.

Während wir so dahinsprengten aufs Gerathewohl, dachte ich, wenn man etwas dem Zufall anheim stellt, braucht man weiter nicht zu denken, wenigstens nicht an den Weg, und dachte daher auch nicht an den Weg, sondern an die Feuersbrunst, den Schäfer, den Stallknecht und die Sterne. Da that mein Pferd plötzlich einen gewaltigen Seitensprung, und schleuderte mich erst in die Luft und von da in einen Sumpf. — Lieber Leser! nimm Dir daraus die weise Lehre, nicht querfeldein zu reiten; bleib' auf der allgemeinen Heerstraße, Notabene wenn sie nicht überschwemmt ist, keine Löcher hat und mit Recht von der hochpreislichen Wegebaucommission eine Chaussee genannt wird.

Ich stürzte mit dem Kopfe zuerst hinein. Als ich auf den Grund kam, hatte ich den geistreichen Gedanken, die Stelle im Ariost: „Wenn man bis an den Gürtel im Wasser steckt und nicht um Hülfe schreit, muß man sehr halsstarrig sein," sogleich auf mich anzuwenden, denn es war, als ob sie eigens auf mich gedichtet sei. Sobald ich daher wieder die Oberfläche des Wassers erreichte, rief ich mit allen Kräften meinen Freund Walter.

Den hatte aber sein Pferd auf den Gipfel eines hohen Berges getragen, wo er mich weder hören noch sehen konnte.

Allein und ohne alle menschliche Hülfe schien mir die Lage, in der ich mich jetzt befand und die mir zu jeder anderen Zeit sehr lächerlich vorgekommen wäre, ganz erschrecklich zu sein. Bald war mir, als ob das Schilfrohr des Ufers lebendig würde und als ob sich in der Dämmerung die ganze Oberfläche des Sumpfes mit seltsamen, mir bisher gänzlich unbekannten Wesen bevölkere. Ich sah so deutlich, als ob sie wirklich existirten, halb eingeschlafene Ungeheuer, die mein Sturz aus ihrem Schlummer weckte. Sie hingen sich an meine Schritte und ich glaubte einen Augenblick, es sei mir unmöglich, ihnen zu entkommen. Ach, wie sehnte ich mich nun nach jenen himmlischen Tagen zurück, wo ich mit Marien am Ufer unseres heimathlichen Flüßchens wandelte und wir blaue Vergißmeinnicht pflückten, die ihre Kelche von der Hand der Geliebten berührt zu öffnen schienen.

Die Kälte des Wassers, in dem ich watete, kühlte jedoch bald meine erhitzte Phantasie, und ich bemerkte nun mit Entzücken, daß das, was ich für belebte Ungeheuer gehalten, nichts weiter sei, als Wasserpflanzen, in die meine erstarrten Beine sich verwickelt hatten und die ich nun leicht mit den Händen abstreifte.

Walter, den mein Rufen endlich erreicht hatte, stellte sich gerade wieder ein, als ich eben damit fertig war.

Meine Kleider waren indessen gänzlich unbrauchbar geworden; wir mußten also wieder umkehren und nach der kleinen Stadt zurückreiten.

„Wir gehen rückwärts,“ bemerkte Walter; „aber was thut das? Rückwärtsgehen ist doch immer gehen.“

Ich begab mich nun zu dem elegantesten Schneider und dem berühmtesten Schuster des Städtchens. Beide thaten ihr Möglichstes an mir, und wir ritten darauf langsam wieder fort, denn die Lust am Galoppiren war mir etwas verleidet.

Ach, die himmlischen Tage, wo wir Vergißmeinnicht pflückten.

Ich begab mich nun zu dem elegantesten Schneider.

Der Schuster that sein Möglichstes an mir.

Auf den Trümmern sahen wir den Schäfer sitzen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein alter Bekannter und alte Gedanken.

Als wir wieder an dem Wirthshause vorbeikamen, aus welchem die Feuersbrunst uns vertrieben hatte, sahen wir auf den noch rauchenden Trümmern den Schäfer sitzen, welchem Walter das Leben gerettet hatte. Dies Mal war er aber nicht allein, und obwohl von seiner Wohnung Nichts als die Schwelle, auf der er saß, geblieben, so sah er doch überaus glücklich und zufrieden aus.

„Wieder der Schäfer!" rief Walter.

An seiner Seite erblickten wir nämlich ein junges, hübsches Mädchen, in welchem wir erstaunt dasselbe erkannten, dessen Untreue ihn vor kaum vier und zwanzig Stunden dem Tod in die Arme geführt hatte.

Da er gewahrte, daß wir uns ihm näherten, wandte er einen Augenblick den Kopf auf die Seite, wie wenn er sich vor uns seiner Schwäche schäme; dann aber drehte er sich uns wieder zu, bemerkend, daß er uns nicht ausweichen könne, und sagte:

„Ich habe Alles vergessen."

„„Daran thatest du sehr wohl"" — entgegnete ich — „„Die Reue ist fast so viel werth wie die Unschuld.""

Das Mädchen stand auf und machte mir einen sehr freundlichen Knicks. Der glückliche Schäfer aber sprach zu Walter:

„Gestern zogen Sie mich aus dem Wasser und ich verzieh es Ihnen. Heute danke ich Ihnen dafür.“

„„Und was wirst Du morgen thun, mein guter Junge?““ fragte ihn Walter.

Der Schäfer antwortete nicht; er hatte es vielleicht nicht gehört, oder wenigstens so gethan, und wir ritten weiter.

„Was konnte denn diese beiden Wesen, die sich einst geliebt, wieder vereinigen, wenn es nicht das Unglück that?“ — bemerkte ich dem Freunde.

„Es gibt für Alles einen Grund“ — entgegnete er — „nur weiß man ihn nicht immer. Um dem armen Jungen die Treue seiner Geliebten zu erhalten, bedurfte er zweier Dinge; einmal daß er sich in das Wasser stürzte, wo er ertrinken konnte, dann daß eine Feuersbrunst seine Wohnung zerstörte. Uebrigens soll man das Mädchen nicht schelten; es hat vielleicht zwei Herzen und liebt beide Schäfer gleich sehr. Ihr Verstand wußte nicht, für wen er sich entscheiden sollte, nun trat das Unglück hinzu und Dieser gewann den Prozeß doch endlich, während Jener verlor.“

„Ich hatte den anderen Schäfer ganz vergessen,“ sagte ich zu Walter.

„Beruhige Dich“ — versetzte er — „es wird ihm nicht mit allen Leuten so gehen und am wenigsten mit der, die ihm untreu wurde. Ein Weib verräth Dich, tödtet Dich, aber es balsamirt Dich ein und beweint Dich. Nur jene dürren Naturen, in denen Nichts ursprünglich keimt, in die Alles gepflanzt wurde und welche nicht verdienen, einen ehrlichen Mann vier und zwanzig Stunden lang zu fesseln, beeilen sich — wie die Wilden nach einem Siege oder einer Niederlage — ihre Todten einzuscharren, damit nicht wieder die Rede von ihnen sei.“

Greise und Kinder jammerten und weinten.

„Possen!“ — erwiederte ich — „Es gibt noch Frauen, die weder tödten noch einscharren und vergessen. Dir liegt deine Bildsäule auf dem Herzen.“

— „Nicht doch, ich habe ihr verziehen und man verzeiht nur, wenn man nicht mehr liebt — auch sehne ich mich weder nach einer Statue noch nach einem Weibe — sondern nach der Liebe.“ —

Bei diesen Worten seufzte er sehr tief.

Nichts ist hartnäckiger als eine eingewurzelte Leidenschaft. Man zündet weit leichter ein Feuer an, als man es löscht.

Die Feuersbrunst hatte mehr als das Wirthshaus eingeäschert. Wenige Schritte davon sahen wir noch überall Trümmer und neben diesen Greise und Kinder, welche jammerten und weinten, als ob sie nie ein Ende finden würden.

„Daß die Kinder weinen“ — sagte Walter, der in seiner philosophischen Laune war — „das finde ich ganz natürlich, sie haben noch alle ihre Thränen; — aber dürfen alte Leute sich für untröstlich halten, sie, die schon so oft sich getröstet haben?“

— „Die Einen sind noch nicht, die Anderen nicht mehr verliebt“ — bemerkte ich — „Nur Verliebte haben den Muth, Allem Trotz zu bieten.“

So mit einander schwatzend, durchreisten wir allmälig ganz Europa.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein neuer Bekannter und zwar ein höchst seltsamer.

Eines Tages trafen wir auf dem rechten Rheinufer einen Mann, der auf dem Rande eines Grabens saß. Sobald er uns gewahr wurde, ging er uns einige Schritte weit entgegen. Nachdem er uns jedoch sehr aufmerksam betrachtet hatte und wahrscheinlich sah, daß wir Diejenigen nicht seien, die er erwartete, kehrte er wieder um. Was uns am meisten an ihm überraschte, war, daß er — obwol er ganz das Wesen eines Mannes von Erziehung hatte — uns nicht grüßte, wie er doch hätte thun sollen, sondern im Gegentheil seinen breiten Hut mit beiden Händen noch fester auf den Kopf drückte.

Als wir uns ihm näherten, sagte er, wahrscheinlich unsere Verwunderung in unseren Zügen lesend, zu uns: „Wenn ich Sie nicht grüße, meine Herren, so entschuldigen Sie es nachsichtsvoll; aber es weht jetzt sehr stark, und nehme ich meinen Hut ab, so laufe ich Gefahr, daß mir die wenigen Ideen, die ich noch habe, auch davonfliegen."

— „Geschätztester Herr," — antwortete Walter, der ein Lächeln nicht unterdrücken konnte — „stecken denn Ihre Ideen in Ihrem Hute und nicht in Ihrem Kopfe, wie das sonst doch bei civilisirten Leuten der Fall zu sein pflegt?"

— „Wenn Sie lachen," — erwiederte der Mann mit dem großen Hute — „so sind Sie kein Philosoph; das läßt mich hoffen, daß wir uns verstehen werden, und ich habe die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß Ihre Worte wahrer sind, als Sie es selbst glauben, und daß mein Hut allein meine Ideen bedeckt. Wünschen Sie mehr darüber zu erfahren, so will ich Ihnen meine Geschichte erzählen, woraus Sie ersehen werden, warum es mir platterdings unmöglich ist, den Gruß von irgend Jemandem, durch ein höfliches Abziehen des Hutes, zu erwiedern."

— „Wir werden mit Vergnügen zuhören" — sagte Walter zu ihm.

— „So setzen Sie sich an meine Seite" — entgegnete er — „denn ich habe mir fest vorgenommen nicht weiter zu gehn und den Mann, den ich vergeblich in der ganzen Welt gesucht habe, hier zu erwarten. Ein persischer Weiser sagt: „Wenn Du Dich vergeblich in Nachforschungen ermüdet hast, setze Dich auf den Rand eines Grabens und warte, bis der, den Du suchest, zu Dir kommt."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Geschichte des Mannes mit dem großen Hute.

1.

Seit meinen Kinderjahren — hub er an zu erzählen — zeigte ich die größte Neigung zu ernsten Studien, weshalb mir mein Vater, der Professor der Philosophie an einer deutschen Hochschule war, sobald ich lesen konnte, Unterricht in der Logik und Metaphysik ertheilte. Ich machte solche Fortschritte in diesen schwierigen Wissenschaften, daß ich in einem Alter, wo andere Kinder schon Ball schlagen und Kreisel

peitschen können, weiter Nichts wußte, als über die Substanz und den Modus, über den kategorischen Imperativ und das Ich und Nicht-Ich, so wie endlich über das Absolute zu discutiren. Dagegen aber waren mir alle Dinge des täglichen Lebens ganz fremd geblieben und ich zu gleicher Zeit ein Wunder an Gelehrsamkeit und an Unbeholfenheit. Einen linkischeren und demgemäß unglücklicheren Knaben als mich auf der ganzen Erde zu finden, war eine Unmöglichkeit.

Um Euch zu beweisen, wie sehr ich zu beklagen war, brauche ich Euch nur zu sagen, daß Hoffmann's berühmter Student Anselmus sich gar nicht mit mir vergleichen konnte. Sobald nämlich meine Hände und nicht mein Verstand mir einen Dienst zu leisten hatten, misglückte mir gewiß Alles. Meine Mutter gab mir in meinen Kinderjahren nicht ein einziges Butter- oder Musbrod, das mir nicht auf das Buch gefallen wäre, in dem ich eben las, und zwar stets so, daß das Butterbrod und die aufgeschlagene Seite zu gleicher Zeit verdorben wurden.

Auch nicht ein einziges! — wiederholte er mit einer so traurigen Miene, daß es unmöglich ist sie vollkommen zu schildern.

Später — fuhr er fort — nahm mein linkisches Wesen immer mehr zu und das Schicksal war mit ihm gegen mich im Bunde. Alles, was ich that, hatte immer den entgegengesetzten Erfolg von dem, was ich beabsichtigte, und ich brauchte nur etwas zu wollen, um sicher zu sein, daß es, wie Göthe zu sagen pflegt, zu bösen Häusern auslief.

2.

Ich will Euch nur ein Beispiel anführen, das Euch vollständig überzeugen wird.

Es widerfuhr mir eines Tages — wie es geschah, weiß ich übrigens noch jetzt nicht — mich zu verlieben; wenigstens glaube ich verliebt gewesen zu sein und glaube, das Gefühl, welches ich empfand, läßt sich nicht anders benennen. Das junge Mädchen, das ich liebte, ver-

heirathete sich und that wohl daran; ich hatte ihm nie ein Wort von meiner Leidenschaft gesagt, und hätte es sich auch nicht verheirathet, ich würde doch nie gewagt haben, es ihm zu gestehn.

Wenn ich bedenke, daß es Männer gibt, die kühn genug sind, einem Frauenzimmer in das Gesicht zu sehn, es anzureden, ihm die Hand zu drücken und ihm zu sagen, ohne vor Angst zu sterben: „Wollen Sie mich heirathen?" so kann ich nicht umhin zu bewundern, wie weit die menschliche Verwegenheit es zu treiben vermag.

Die junge Schöne, die ich liebte, war meine Nachbarin, und aus meinem Fenster, dem ihrigen gerade gegenüber, sah ich sie alle Tage nähen, sticken und stricken, wenn ich zufällig von dem Buche aufblickte, in das ich vertieft war. Ich muß noch bemerken, daß ich mich wohl hütete hinüberzuschauen, sobald sie nicht die Augen auf ihre Arbeit gerichtet hatte, so sehr fürchtete ich mich von ihr bemerkt zu werden. —

Aber ich sah sie an — und fand einen eigenen geheimnißvollen Reiz darin. Den Beweis dafür liefert mir der Umstand, daß ich an dem Tage, wo sie getraut wurde und das Haus verließ, um ihrem Gatten zu folgen, nicht im Stande war auch nur eine einzige Zeile zu lesen. Es schien mir so hart, sie nicht mehr am Fenster zu erblicken, daß ich sogar Nichts zu denken, noch meine Augen von der Stelle abzuwenden vermochte, wo ich sie sonst immer gesehn hatte.

Als ich mich am folgenden Morgen überzeugte, daß meine Verzweiflung den höchsten Grad erreicht habe, dachte ich daran — meine Bücher hatten mir gelehrt, es sei nicht allein erlaubt, sondern auch ruhmvoll, es in solchen Verhältnissen zu thun — also ich dachte daran, mir freiwillig das Leben zu nehmen, das mir nur noch eine Last war.

Das Leben ist keine Sackgasse — sagte ich — man kann also hinaus. Ich sagte mir zwar auch, daß ich noch sehr jung sei und das Spiel sehr früh aufgäbe; aber ich antwortete mir: Ist der Tod das Complement des Lebens, so hat man immer genug gelebt, sobald man stirbt.

Ich sah sie alle Tage nähen, sticken und stricken.

Demgemäß versah ich mich mit einem Stricke.

143.

Auch rief ich die Philosophie um Beistand an und mit einem Weisen aus: „Viele Leute haben sich wohl dabei befunden, daß sie starben, und noch Niemand sich darüber beklagt.“

Sterben wir also!

Da ich aber wußte, daß selbst die gewöhnlichsten Dinge für mich mit großen Schwierigkeiten verknüpft waren, so beschloß ich bei dieser letzten Handlung so umsichtig und sorgfältig zu Werke zu gehn, daß — soweit die Klugheit eines einfachen Sterblichen Vorsichtsmaßregeln treffen kann — Nichts im Stande sein sollte, mich dabei zu stören.

3.

Demgemäß versah ich mich zu gleicher Zeit mit einem Stricke, einer Pistole und einer guten Dosis Gift, und begab mich obendrein an das Wasser, um mir einen zu der Ausführung meines Vorhabens geeigneten Ort auszusuchen. Ein Baum, von welchem ein Ast sich weit über den Fluß hinstreckte, den er mit seinem Laube beschattete, schien mir mein Vorhaben außerordentlich zu begünstigen. Ich befestigte den mitgebrachten Strick daran, trank das Gift, mit dem ich mich versehen, legte mir den Strick, der über dem Wasser schwankte, um den Hals, und als ich fühlte, daß er anfing mir denselben zuzuschnüren, rief ich: „Liebe, sieh hier Dein Werk!“ — hob den Arm, hielt den Lauf der Pistole an meine Stirn — ich hatte sie — die Pistole nämlich — mit zwei Kugeln geladen, drückte los — und der Schuß fiel. —

O widerwärtiges Schicksal — ich war nicht todt.

Meine unsichere Hand hatte die Pistole verrückt, der Schuß war über meinen Kopf weggegangen, der Strick von ihm durchschnitten worden und ich stürzte in das Wasser.

Was thut das! — dachte ich — man kann im Flusse ertrinken und jedenfalls tödtet mich das Gift, das sich schon in meinem Inneren befindet.

Darauf verlor ich alle Besinnung und hielt mich für wirklich todt, als ich mich auf dem Ufer wiederfand, auf das mich der Strom geschleudert hatte. Obendrein bemerkte ich, daß die Menge des verschluckten Wassers mich von dem Gifte — meinem letzten Mittel gegen das Leben — befreit hatte.

4.

Die Sonne stand gerade im Zenith und ihre Strahlen, die senkrecht auf mich fielen, hüllten mich ein und gaben meinem Herzen alle seine Wärme wieder. Ich sagte mir nun, daß ich für die Liebe genug gethan hätte, und fest entschlossen, nicht mehr an jene schönere Hälfte des menschlichen Geschlechts zu denken, welcher Plato und eine Kirchenversammlung eine Seele abgeschworen haben, ging ich ruhig wieder zu Hause und fand mit Vergnügen meine lieben Bücher noch auf derselben Seite aufgeschlagen, die ich am vorigen Tage nicht hatte zu Ende lesen können. Mein erster Blick fiel auf den Ausspruch eines alten Römers, „daß der, der unglücklich zu sein versteht, den größeren Muth hat."

Es ist doch eine vortreffliche Eigenschaft der Philosophie, daß sie Alles rechtfertigt und für alle Umstände einen kleinen Ausspruch in Bereitschaft hat.

Man findet Leute, denen die Liebe wie ein blauer, sonniger Himmel lacht, — mir war sie ein Sturm, ein Wirbelwind.

Aber seit jenem Tage dachte ich gar nicht mehr an sie, sondern gab mich ganz dem Studium der Wirkungen und Ursachen hin, und mein höchstes und einziges Ziel war — die Wahrheit zu entdecken.

„Aber — unterbrach ihn Walter — was ist Wahrheit und was suchtet Ihr?" —

Lieber Herr — erwiederte der Mann mit dem großen Hut — darauf findet sich die Antwort noch nicht ganz vollständig. Was die Philosophen suchen, ist ein Wort, vermittelst dessen sich die Welt erklären läßt. Hat man dieses Wort noch nicht gefunden, und bis jetzt ist das

noch nicht der Fall gewesen, so kann ich Euch nicht antworten, denn dieses Wort allein vermöchte Euch zu befriedigen. Gleich vielen Anderen suchte ich das Unbekannte und — wenn Sie wollen das Unmögliche.

„Das Unmögliche" — sagte Walter — „das ist es vielleicht wirklich, was man auffinden muß; denn das Unmögliche fehlt uns eben."

Ganz meine Ansicht — erwiederte der Mann mit dem großen Hut — bis jetzt hat der Mensch nur erfunden und das genügt nicht. Noch eine Anstrengung, sagte ich zu mir, und er wird schaffen. Hätte Prometheus nicht die seltsame Idee gehabt, aus dem entwandten Sonnenstrahl Nichts als noch ein Weib zu machen in einer Welt, die an Weibern Ueberfluß hat; hätte der Dummkopf Ikarus nicht seine Flügel mit Wachs verklebt, hätten endlich die Titanen die Berge, die sie gegen den Himmel thürmten, solider mit einander verbunden, so wäre es längst geschehn. Es handelte sich also vielleicht nur darum, das Wachs vor dem Schmelzen zu bewahren, oder einen unzerstörbaren Mörtel oder auch einen Mann zu finden, für den die Wahrheit schönere Augen hat, als ein Weib, oder sonst etwas Aehnliches.

Das war mein Ziel, danach strebte ich. — Das hätte ich thun können, das würde ich gethan haben, wenn ....

Aber das muß die Fortsetzung meiner Geschichte Ihnen mittheilen — erlauben Sie mir also fortzufahren.

5.

Nach zahllosen Arbeiten und Mühen war ich fast meinem Ziel nahe und hatte beinahe das Absolute entdeckt, diesen Stein der Weisen, das Räthsel der Welt, über dessen Auffindung so viele Generationen von großen Männern erbleichten, als ein verrätherischer Freund, ein Arzt, dem seine Entdeckungen auf dem Gebiete der Phrenologie großen Ruf verschafft hatten, sich vornahm, mir die Früchte meiner Forschungen, die nun vom Erfolg gekrönt werden sollten, zu rauben.

Als er eines Tages bei mir war, bat er mich meinen Kopf untersuchen zu dürfen, an welchem er eine neue Erhöhung — wahrscheinlich die der Erfindung, mit welcher ich im Begriff stand die Menschheit zu beschenken — entdeckt zu haben behauptete. Diese Erhöhung, sagte er, würde ihm ein unbestreitbares Argument zu Gunsten seiner Theorie liefern. Weit entfernt, seine schändliche Absicht zu ahnen, obwol gerade in demselben Augenblicke mein Gehirn kreiste und mir das Wort, das mein Räthsel lösen sollte, gleichsam auf der Zunge schwebte, überließ ich ihm vertrauensvoll mein Haupt; — mein Haupt, in welchem mein Gedanke keimte!

Es ist mir unmöglich Euch zu sagen, was er damit begann: ich weiß nur, daß, so wie er dasselbe berührte — jene Wahrheit, die sich mir bereits so klar und hell dargestellt hatte, mir entschlüpfte; ich war bestohlen, bestohlen um meine Idee, meine Entdeckung, und sank augenblicklich in die tiefste Finsterniß zurück.

Was hatte es mir nun geholfen bis zur Schwelle der Wissenschaft vorzudringen?

Unter dem Scheine der Freundschaft gelang es auf solche Weise dem Schurken sich meines Gehirns zu bemächtigen, das er zu seinem eigenen Nutzen verwendete; denn je mehr mein Kopf an Umfang abnahm, desto stärker nahm der seinige zu.

An der Leere, welche ich in meinem Schädel verspürte, bemerkte ich bald den an mir verübten Diebstahl. Ich lief dem Verräther eiligst nach und schrie: „Haltet den Dieb! Spitzbube! gib mir mein Gehirn wieder.“ — In dieser Welt geht es aber stets den Bestohlenen schlimmer als den Stehlern. — Mich hielt man auf, nicht ihn. „Sie sind verrückt!“ rief man mir zu und sperrte mich, um es mir zu beweisen, in ein Irrenhaus.

6.

„Zu welchem Zwecke“ — fragte ich einen meiner Mitgefangenen, dessen ernstes und gesetztes Wesen mich gleich dermaßen für ihn ein-

„Gib mir mein Gehirn wieder."

genommen, daß ich mir auf der Stelle dachte, seine Gegenwart an jenem Orte sei, wie die meinige, nur das Resultat einer abscheulichen Intrigue — „Zu welchem Zwecke kann eine große Nation so schändliche Handlungen gut heißen, gleich denjenigen, deren Opfer wir Beide wurden?“

„St!“ erwiederte er, und da er sah, daß ich begriffen hatte, man müsse dort vorsichtig mit seinen Reden sein, zog er ein kleines, sauber gebundenes Buch aus der Tasche, öffnete es in der Mitte ungefähr und las mir folgende Stelle daraus vor:

„Einige Narren sperrt man in ein Irrenhaus, um glauben zu machen, daß diejenigen, die draußen bleiben, bei Verstande seien.“

„O verderbte Welt!“ — dachte ich, denn ich hatte mich nicht geirrt; dieser ausgezeichnete Mann erfreute sich seines vollen Verstandes.

— „Aber — wie kamen Sie hieher?“ fragte ich ihn.

— „Still“ — sagte er wieder und fuhr dann mit leiser Stimme fort: — „Mein Herr! glauben Sie an die Seelenwanderung, die Metempsychose?“

— „Sehr verständige Leute haben daran geglaubt,“ erwiederte ich ihm; „die Inder, Aegypter, Aethiopier und andere sehr aufgeklärte Nationen haben diese Lehre zur Grundlage ihres Glaubens gemacht, und Pythagoras betheuerte, er sei erst ein Hahn gewesen, habe dann bei der Belagerung von Troja mitgekämpft und seinen Schild im Tempel der Juno zu Argos wiedererkannt. Zu allen Zeiten, auch zu den unsrigen, waren höchst verdienstvolle Männer Apostel dieser Lehre.“

„Gut“ — sagte er — „ich kann Ihnen antworten. Ehe ich wurde, was ich jetzt bin, war ich — wer hätte es geglaubt? ich muß Ihnen ganz leise den Namen nennen, auf den ich doch stolz sein sollte — Montesquieu.“

— „Bei meiner armen Seele“ — dachte ich, ihn mitleidig ansehend — „das ist eine wunderliche Idee, und mir scheint doch, als sei der wackere Mann nicht ganz ohne Grund hier.“

— „Das Büchlein, das ich Ihnen gezeigt" — fuhr der Verfasser des „Geist der Gesetze" und der „Persischen Briefe" fort — „gehört zu meinen sämmtlichen Werken, und die daraus angeführte Stelle ward vor ungefähr hundert Jahren von mir geschrieben. Da ich eines Tages so unvorsichtig war, das öffentlich in einer großen Gesellschaft zu bekennen, so geschah mir, was Ihnen geschehen ist. — Das Recht, gewisse Wahrheiten zu sagen, muß man theuer bezahlen, wie Sie sehn." —

Ist denn das Wahnsinn? — dachte ich, als ich ihn so reden hörte. Ich frage jeden ehrlichen Menschen, gibt es einen Dichter, einen Feldherrn, einen Philosophen, einen Historiker, der nicht wenigstens ein Mal im Leben sich einbildete, er sei Homer, Cäsar, Sokrates oder Tacitus?

Wie Viele müßte man nun nicht deswegen ihrer Freiheit berauben?

7.

Auch das größte Uebel hat seine gute Seite. Da ich einmal in einem Narrenhause war, so gedachte ich der Worte des heiligen Paulus, die da sagen, wer sich weise dünkt, solle sich der Thorheit hingeben, um die Weisheit zu finden. — Ich nahm mir nun vor, den Umstand zu benutzen, um die Thorheit recht kennen zu lernen. Aber wie erstaunte ich, mich mitten unter Unglücklichen zu finden, die man unter allerlei Vorwänden dahin gebracht und mich zu überzeugen, daß sie nicht wahnsinniger seien, als Ihr und ich, oder daß, wenn sie es waren, sie vor lauter Weisheit so geworden. Ich trat zu einer Gruppe, welche in einer politischen Unterhaltung begriffen war, die allen übrigen politischen Unterhaltungen auf ein Haar glich.

Man verhandelte dort die wichtigsten Fragen und hatte zu gleicher Zeit Recht und Unrecht, wie das überall der Fall ist, wo dergleichen Materien discutirt werden.

Ich trat zu einer in politischer Unterhaltung begriffenen Gruppe.

Diese wackeren Leute — unter ihnen befanden sich Staatsmänner, Geschäftsleute, Gelehrte, Journalisten, Dichter u. s. w., denn alle Classen der Gesellschaft waren dort vertreten — diese wackeren Leute also, welche sämmtlich die Hoffnung nicht aufgegeben hatten, den abscheulichen Ort zu verlassen, waren zu dem klugen Entschlusse gekommen, ein politisches Comité zu bilden und Zusammenkünfte zu halten, um die Gewohnheit nicht zu verlieren. In diesem Augenblicke handelte es sich darum, einen Präsidenten zu wählen. Man beobachtete dabei die strengste Form und mein Unwillen wuchs, als ich bemerkte, wie man in diesem verwünschten Hause Leute behandelte, die es so wenig verdienten.

Er wurde aber noch stärker, als ich die drei Candidaten zu Gesicht bekam. Anstatt sich zu benehmen, wie sie es bei einer solchen Gelegenheit in einer Gesellschaft sogenannter vernünftiger Leute gethan haben würden, begnügten sie sich damit, sich mit einander zu unterhalten, während sie die Entscheidung der Majorität ruhig abwarteten. Ohne die mindeste Spur von Eifersucht und Bitterkeit, blieben sie ruhig, ernst und würdevoll. — Sie verdienten das Ehrenamt also weit mehr, als jene verständigen Herren, die auf den Landtagen das gemeine Beste verfechten, denn sie besaßen Eigenschaften, die diesen gewöhnlich fehlen.

Kurz — ich habe selten so ausgezeichnete Personen gesehn — doch will ich Euch nicht weiter von ihnen unterhalten, da sie Euch nicht interessiren können und Ihr sie doch nicht persönlich kennt.

8.

Endlich fanden Montesquieu und ich eines Tages Gelegenheit zu entfliehn. Wir benutzten sie und entkamen glücklich; aber kaum draußen, so wurden wir im Gedränge getrennt, und ich habe den großen Mann nicht wieder gesehn. Das thut mir sehr leid, denn trotz seiner Narrheit hatte er viel Gutes; auch war er nur in dem einzigen Punkte ein Narr.

Was mich betrifft, so machte ich mich gleich auf, meinen Dieb zu verfolgen, der, wie man mir gesagt, mit meinem Schatz entflohen war.

Ich reiste ab, fest entschlossen, ihn in der ganzen Welt zu suchen und ihm weder Frieden noch Waffenstillstand zu gewähren.

Bis jetzt ist alle meine Mühe umsonst gewesen und ich bereiste vergeblich die kleine Kugel, die uns trägt, nach allen Seiten. Als ich jedoch am Ende einsah, daß überall diejenigen, die sich nicht vom Flecke rühren, eben so weit kommen wie diejenigen, die sich viel herumtreiben, so beschloß ich keinen Schritt mehr zu thun und meinen Mann auf der Landstraße zu erwarten.

Kommt er vorbei, so wird er sich sehr wundern.

Bei diesen Worten rückte er sorgsam seinen Hut, der sich etwas verschoben hatte, wieder zurecht. Dann sagte er: „Ihr wißt jetzt die Ursache, weshalb ich Euch ganz gegen die Gesetze der Höflichkeit nicht grüßte und warum Ihr mich auf dem Rande des Grabens fandet.“

Darauf schwieg er. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Hirnlose wird im Bunde der Dritte, nachdem er Einiges von seinen Weltanschauungen mitgetheilt hat.

„Wahrlich" — sagte Walter leise zu mir — „ohne die fixe Idee, daß man ihm sein Gehirn gestohlen, wäre dieser Narr ein Weiser zu nennen." — Dann fuhr er fort, sich zu ihm wendend: „Mein geschätzter Herr ohne Gehirn, wir haben lebhaften Antheil an Ihrem Unglück genommen, und besonders tief empfunden, was Sie uns über den Verlust Ihres Gehirns sagten. Wir meinen jedoch, Sie hätten dessen noch genug, um auf Niemand eifersüchtig zu sein, und thun sehr Unrecht, an der Landstraße auf dem Rande dieses Grabens sitzen zu bleiben und die Gelegenheit abzuwarten, das Geraubte wieder zu erhalten. Kommen Sie mit uns, Sie erzeigen uns dadurch eine große Ehre. Treffen wir unterweges Ihren Dieb, so versteht es sich von selbst, daß wir ihn zwingen, Ihnen Ihr Eigenthum wieder zu geben und wäre sein Schädel härter als ein Diamant."

„Meinen wärmsten Dank für Euer Anerbieten," — antwortete er — „aber Ihr könntet zum Teufel gehn und ich folgte Euch doch nicht.

„Ich reiste genug — ja zuviel. —

„Als ich mich zum ersten Mal auf den Weg machte, erwartete ich — ich gestehe es — abgesehn von der Wiedererlangung meines Gehirns — noch etwas Anderes von einer so großen Veränderung. Wer, indem

er sein Dorf verließ, hoffte nicht eine neue Welt zu entdecken? Ich sagte mir, daß ich, nachdem ich ohne übergroßen Erfolg das Schlußwort der menschlichen Vernunft in der Einsamkeit und der Stille gesucht, es vielleicht an besuchten Oertern antreffen würde. Welch ein Irrthum! Aus den Hörsälen und gelehrten Versammlungen mußte ich scheiden mit der Idee, daß ein einzelner Weiser vielleicht weise sei, daß aber viele Weisen im Verein durchaus Thoren seien. Nun sind aber die Akademieen nichts Anderes als solche Vereinigungsörter, wo sich verständige Leute zusammen thun, um viel zu reden und doch Nichts zu sagen.

„Wenn man sich die Erde etwas näher angesehen hat, so wird es Einem entweder sehr schwer zu glauben, daß sich je etwas Bedeutendes dort habe zutragen können, oder auch man stimmt ihren Gegnern bei, erstaunt überall nur Zerfallenheit anzutreffen und behauptet, sie sei heutzutage Nichts als ein entartetes Sandkörnchen.

„Ich will nur von Orten reden, die in und durch die Wissenschaft berühmt sind. Geht zum Beispiel nach Alexandrien, dem ehemaligen Versammlungsort der Gelehrten und Philosophen; anstatt Sophisten, Lyriker, Akademiker, Stoiker, Epikuräer, Peripatetiker, Skeptiker Gnostiker, Mystiker, Platoniker, Kabalistiker und andere Gruppen zu finden, die sich in diesem Museum ablösten, in welchem jeder Gelehrte das Recht hatte zu wohnen, findet Ihr daselbst nur Schakals, Ratten, Sperber und Eulen.

„Geht nach Athen, dahin, wo Zeno unter dem Porticus und Plato auf dem Cap Sunium lehrte, werdet Ihr noch wirkliche Griechen, ächte Nachkommen der alten Hellenen dort finden? Ich zweifle.

„In Macedonien würde kein Platz mehr sein, weder für Alexander, noch für seinen Lehrer Aristoteles.

„Was nun ferner jene von den Himmlischen begünstigten Länder betrifft, in welchen die Dichter ihre göttlichen Lügen verkündeten, so sucht doch, was der Hauch der Musen dort in das Leben rief, und laßt uns sehen, was Ihr bringt. Ich befand mich eines Tags auf einem

Ariadne, die dem Fels ihr Leiden klagt.

steilen, fast unbewohnten Felsen und entdeckte dort mit großer Mühe zwei oder drei Hütten und einige Wilde. — Ich war in Cythera. Von den Altären, auf welchen ehemals der Weihrauch brannte, den Sappho, Anakreon und andere Verehrer der schönsten aller Göttinnen darbrachten, ist kaum noch ein Stein übrig und das Echo selbst hat den Namen Aphrodite vergessen.

„Amathunt ist verloren gegangen. — Das ist sehr Schade.

„In Paphos gibt es weder Lächeln noch Spiele und auch nicht mehr Liebe als überall anderswo. Dort, wie allenthalben, umarmt und kratzt man sich und macht nachher einem neuen Gesicht die Cour.

„Umsonst habe ich auf den glücklichen Inseln ein Andenken an Armida und den tapferen Rinaldo, sowie an die Zaubergärten, in denen jeder Baum Nymphen, schön wie der junge Tag, umschloß, gesucht. In diesem herrlichen Klima war die Poesie abwesend; die Bäume verdorren dort, statt von Liebesflammen entzündet zu werden, und an die Stelle des Gesanges der Feen, denen Tasso die Harmonie seiner Verse lieh, ist Nichts als der Gesang der Canarienvögel getreten.

„Ich wollte Alles sehn und jeder berühmte Name zog mich an.

„Abydos und Sestos, berühmt durch die Liebe von Hero und Leander und die Schwimmkunst von Lord Byron, deren Gewinnst er in folgenden Worten schilderte:

Wem's besser ging — (Leander oder ihm) — läßt schwer sich sagen.
So quält Dich, Mensch! der Götter Zwang;
Die Müh' verlor er, ich das Spielchen.
Mir ward das Fieber; er ertrank.

Naxos, wo Theseus Ariadne verließ,

Ariadne, die dem Fels ihr Leiden klagte;

Delos und die Palme, unter der die Sonne und der Mond, Apoll und Diana, geboren wurden; Karthago, wo Chateaubriand noch die Flam-

men von Dido's Scheiterhaufen zu sehen glaubte; Ithaka, des Odysseus Vaterland, wo ein Weib treu war — und noch so viele andere Oerter, die wie Sterne in der Nacht der Geschichte glänzen.

„Ach, welche Thorheit war es von mir, diese verehrten Gegenden des Zaubers der Ferne zu berauben! Man zieht hin, sucht Götter und Sirenen und findet Bären und Eis! Die Wirklichkeit ist bitter, weil sie die Hoffnung verdrängt, die stets besser ist als sie. Alles, was der Mensch sehn und haben will, möge er in sich selbst suchen und finden. Ist das Unendliche irgendwo, so ist es in uns, so elend wir auch sein mögen. Schlummert die Poesie nicht mit Euch auf Eurem Kissen, so lauft Ihr dieser Himmelstochter vergeblich nach. Der blinde Homer brauchte nicht das zertrümmerte Troja zu sehn, um dieses große Ungemach zu besingen; Virgil, Milton und Dante bedurften ihrer leiblichen Augen nicht, um zu erblicken, was ihr Geist erschaute; auf dem Boden seines Tintenfasses fand der göttliche Ariost die üppigen Wälder, in denen Angelika und Medor so herrliche Tage zubrachten und ihre verschlungenen Namen in die Rinde der Bäume schnitzten.

„Kurz es ist ein Unsinn, überall hinzureisen, um Alles selbst zu sehen. Wer Alles gesehn hat, hat Nichts gesehn, denn sein Herz und sein Verstand wurden müde ihm zu folgen; der einzig Weise ist der, der nie seine Höhle verlassen hat. Ich wollte, ich wäre eine Schnecke und hätte nie nöthig gehabt, den Kopf aus meinem Hause zu stecken. Der einzige Nutzen, den man vom Reisen hat, ist der, daß, wenn man viel gereist, man endlich Gott dankt, zu Hause zu bleiben.

„Dennoch" — fügte er nach kurzem Nachdenken hinzu — „hat ein Mann, der nur noch sein halbes Gehirn besitzt, das Recht, eine Thorheit zu begehn; — ich werde Euch also, gegen meine eigene Ansicht, folgen. — Uebrigens heißt es ja im Sprichwort: Malum consilium est quod mutari non potest — das ist ein schlechter Rath, der nicht geändert werden kann. — Und wäre ich auch ein neues Beispiel dafür, daß Beharrlichkeit die schwierigste Tugend von allen ist, — was macht es denn?

Angelika und Medor.

„Endlich aber“ — fügte er noch im Aufstehen hinzu — „um Alles zu sagen, so wie es nur sieben Weltwunder gab, so gab es auch nie mehr als sieben Weltweise und ich werde nicht der achte sein; der Name Weiser scheint mir sehr unüberlegt, und die Weltweisheit ist mir höchst widerwärtig, denn sie hat mich in das Narrenhaus gebracht.“

„„Vortrefflich““ — rief Walter — „„Alles, was Ihr da gesagt habt, war sehr vernünftig, sogar der Schluß, der ihm widerspricht. Aber Ihr wißt ja, wie es im Faust heißt, und noch dazu in der Walpurgisnacht:

Man glaubt zu schieben und man wird geschoben.

Sagen wir also mit der Sibylle: — Ein Gott zwingt uns zu reisen — und — machen wir uns auf den Weg!““

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Reiseabenteuer und Reisebetrachtungen.

Unserem neuen Reisegefährten fehlte ein Pferd; ich nahm ihn zu mir auf das meinige, das nicht einmal etwas davon merkte; dem Halbgehirnten war es aber sehr willkommen und er gestand, daß er ein schlechter Reiter sei. „Haltet mich nur fest,“ sagte ich zu ihm, und so ging es fort.

Europa beschreibe ich nicht; die alte Demoiselle ist gar zu viel schon beschrieben worden. Nach dem, was wir indessen gehört hatten, bedurfte es einigen Muthes, um die lange Reise zu vollenden. Auch stellten sich uns von Anfang an und während der ganzen Tour so viele Vorzeichen und Vorbedeutungen in den Weg, daß noch Unerschrockenere, als wir, wieder umgekehrt wären.

Mehr als ein Mal begegneten wir drei Elstern, die gegen den Wind und von Mittag nach Mitternacht flogen!!!

Unsere Pferde gingen eines Morgens in einem Bohnenfelde mit uns ohne Weiteres durch!!!

Wir waren eines Tages Zeugen des Kampfes zwischen einem Raben und einem schwarzen Kater und hatten an demselben Tage eine alte Eule gefunden, die auf einem Weidenstamm saß und in die Sonne schaute!!!

Die Kinder schrieen und die Hunde heulten.

Circe, welche die Menschen in Thiere verwandelte.

Der Blitz zerschmetterte eine Pappel vor unseren Augen und ich zertrat eines Abends eine Spinne!!!

Wie oft Walter das Salzfaß umwarf, kann ich gar nicht sagen; aber ich habe genug gesagt, so daß es eigentlich überflüssig ist, hinzuzufügen, die Kinder schrieen und die Hunde heulten hinter uns her!!!

Wie glücklich waren sonst die Reisenden, die auf allen Wegen fanden, was wir so gern gefunden hätten: Feen, Zauberer, Helden, Heldinnen, Riesen und Dulcineen, phantastische Heere und geheimnißvolle Windmühlen, Könige, die Schäferinnen heiratheten, und Prinzessinnen, die in Hütten wohnten.

Immer neue und immer schönere Gegenden.

Wir aber, wir sahen so viele Städte, Wälder, Bäche und Flüsse, daß wir zuletzt glaubten, es gebe nur einen und immer denselben Wald, Bach und Fluß, eine und immer dieselbe Stadt; von Wundern aber sahen wir gar keins.

Das einzige Wunder, das noch Statt findet, das aber, weil es so häufig vorkommt, Niemanden in Erstaunen setzt und daher aufgehört hat, ist das der Circe, welche die Menschen in Thiere verwandelte. Dies Wunder ist nämlich nicht mit der Circe begraben, sondern jedes schönäugige bösherzige Weib hat es geerbt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Weitere Erfahrungen und Betrachtungen.

In den Ländern, wo man Niemanden kennt, hat der Reisende, wie es im Evangelium heißt, Augen und sieht nicht, Ohren und hört nicht, Hände und fühlt nicht.

Multa hospitia, paucas amicitias.

Nichts ist wahrer auf Reisen, als dies traurige Wort: Viele Nachtlager, wenig Freunde! — Reist man schnell durch, so hat man Nichts gesehn; bleibt man, so ist's noch schlimmer, denn man läßt, wenn man gutmüthig ist, überall etwas von seinem Herzen, seinem Mitleid zurück, und wird man gut aufgenommen, nimmt man unbefriedigte Sehnsucht mit sich fort.

Ist es nicht höchst betrübt, durch diese Tausende von Menschen, von Brüdern hindurch zu eilen und die Arme immer geöffnet zu haben, ohne je einen Freund in sie schließen zu können?

Uebrigens hatten wir das Glück, auch auf unserem Wege zu finden, was Jeder eben so wohl da gefunden hätte, Leute zu Fuß und Leute zu Pferde, von Begierden gelockt und getrieben, wie sie das Leben stets erzeugt. Hier leichte Extraposten, die dem Vergnügen nachjagten und die Langeweile fanden, dort schwere, langsame, unbequeme Omnibusse, Reisehäuser voll armer Teufel, welche sämmtlich und immer auf die Frage: „Woher und wohin?“ hätten antworten können: „Aus dem Elend in das Elend; aus dem kalten Fieber in das hitzige!“

„Von allen Wesen, die die Chausseen abnutzen,“ sagte der Halbgehirnte, „sind die Pferde allein vernünftig und wissen, was sie und warum sie es thun. Denn fragte man sie: „Warum lauft Ihr?“ so könnten sie mit dem Stolz des Selbstbewußtseins antworten: „„Ich laufe, weil man mich peitscht.““

Nein, der Mensch ist nicht zum Reisen geschaffen, und den Beweis dafür liefern undurchdringliche Wüsten, die es, Gott sei Dank, immer noch auf Erden gibt.

Was soll ich noch von unseren Reisen erzählen?

Wie alle Reisenden hatten wir Hunger und Durst, mußten absteigen und aufsitzen, essen und trinken, uns abmühen und ausruhen. Wir reisten nicht in Einem fort, sondern machten regelmäßig des Mittags Halt, um zu essen, des Abends, um zu schlafen, und schätzten uns glücklich, wenn wir ein schlechtes Wirthshaus, ein schlechtes Essen und im Winkel eines schlechten Zimmers eines jener Betten fanden, in welchem man, nachdem es so viele Andere vor uns gethan, am liebsten schliefe, ohne es zu berühren.

Auf dem flachen Lande fanden wir, daß die Berge die Ebenen beherrschen, daß die Steine hart sind, daß das Wasser näßt und daß man Geographie wohlfeiler lernen kann als auf Reisen. In der Ferne scheint ein Berg ein kleiner Stein zu sein, ein Wald ein Baum; in der Nähe, ganz dicht vor dem Auge, ist ein kleiner Stein ein Fels, ein Baumblatt ein Wald und wer ein Kind sieht, sieht einen Mann.

So ist es auch mit den Städten, und die größte von Weitem doch nur ein Ameisenhaufen, den man zu zertreten fürchtete, wenn man ein Elephant und kein Mensch wäre. — Seltsam genug werden in den Städten alle die schönen Redensarten fabricirt, die das flache Land anstaunt und bewundert, oder verdammt, ohne sie zu verstehn.

Wenn die Dächer dort nicht platt sind, sind sie spitz, mitunter auch wol rund. Unter diesen Dächern, die, wie auch die Architekten sich abmühen, doch weiter nichts sind als Dächer, wohnt nie etwas Besseres als Menschen. — Und:

Was ist der Mensch — halb Thier, halb Engel,

wie es in dem alten Liede heißt; also verzweifelt wenig. —

Aber Ihr wollt nichts Allgemeines, Ihr wollt Besonderes. — Ich erinnere mich deutlich nur eines in London zugebrachten Tages. — Ich will ihn Euch gehorsamst schildern und das folgende Kapitel damit füllen; doch zweifle ich, daß die Schilderung Eueren Beifall haben werde.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein Tag in London.

In Paris erfaßte uns die Lust, London zu sehn.

„Geht hin," sagte der Halbgehirnte, „ich folge Euch nicht; die Engländer wären mir schon recht, aber ich liebe England nicht, — wir treffen uns in Boulogne wieder."

In Boulogne angekommen, glaubten wir schon in England zu sein. Es gab dort nur englische Hotels und englische Bedienung; man sprach nichts als Englisch und trank nichts als Thee.

Am Tage unserer Abreise — es war ein Sonnabend — gingen wir in den Gesellschaftssalon unsers Hotels, um daselbst zu frühstücken, ehe wir uns einschifften.

Während des Frühstücks sehnte sich Walter nach Paris zurück. — „Für den Fremden," sagte er, „gibt es nur eine Stadt, und diese Stadt ist Paris. Das Leben hat dort etwas so Offenes, Sichtbares, Allgemeines, daß man überall, selbst auf der Straße, glauben kann, zu Hause zu sein. Auch findet man die Boulevards, die Passages, die elysäischen Felder, die Wagenreihen, die Million Einwohner, die ewig durch einander wirbelt, die Menge auf den Trottoirs, die Läden in freier Luft, den Lärm der Straßen, die Journale, die glänzenden Boutiken,

das Palais Royal, die Tuilerien, die Säule der Place Vendôme — nirgends wieder, selbst nicht in London."

„Sie irren sich," sagte eine junge hübsche Engländerin, die ebenfalls ihr Frühstück, und natürlich Thee einnahm, und mit uns an demselben Tische saß — „Sie irren sich. Paris könnte in London tanzen. Haben wir in London nicht Regent-Street und Oxford-Street, den Strand und Piccadilly, die italienische Oper, Drurylane und Coventgarden, St. James-Park und Regents-Park, und um Alles das zu beleben, statt einer zwei Millionen Seelen? Wenn Sie sich in London nicht verlieren wollen, so müssen Sie da wohl Acht geben, denn Sie sind in der Menge, was ein Wassertropfen in der Themse ist. — Noch eine Tasse Thee, meine Herren! und bei Ihrer Rückkehr werden Sie mir Ihre Meinung sagen."

„Um Gottes willen," flisterte ich Walter zu, „ich werde mich nie an diese Namen gewöhnen. Gottes Zorn muß gewaltig gewesen sein an dem Tage, wo er die Sprachen verwirrte."

In diesem Augenblicke wurde die Glocke des Dampfbootes geläutet, und wir nahmen Abschied von der jungen Dame. „Glückliche Reise!" sagte sie zu uns und gab uns ohne Umstände die Hand, was uns etwas überraschte, aber, wie man uns später sagte, ihres Landes Sitte ist. Eine hübsche, gute Sitte, und da übrigens Gott Mann und Weib für einander geschaffen hat, so ist es das Wenigste, was sie thun können, wenn sie sich begegnen, daß sie einander die Hand drücken.

Während der Ueberfahrt blieben wir ausgestreckt auf dem Rücken liegen, denn unser Magen befand sich herzlich schlecht. Man bot uns Thee an, um uns zu curiren.

Endlich sagte man uns, wir seien in London. Wir ließen uns wie Packete in einen Wagen stecken, der uns nach einem Hotel brachte, und legten uns, dort angekommen, zu Bett.

Am andern Morgen waren wir frisch und munter. Wir verlangten ein Frühstück. Man brachte uns Roastbeef, Sandwiches,

„Sie irren sich“ sagte eine junge hübsche Engländerin.

Muffins und — Thee. Dies Mal war indessen noch etwas zu dem Thee.

Als ich mein Brod brach, bemerkte ich, daß man uns hartes Brod gegeben habe. Daher rief ich den Kellner und fragte ihn: „Haben Sie kein frisches Brod?"

Seine Antwort war eben so trocken, wie sein Brod. Er sagte kurzweg: „No, Sir!" Nein, mein Herr!

Walter konnte das gar nicht begreifen. — „Das Brod ist doch zuerst weich," bemerkte er, — „warum wartet man denn, bis es hart geworden ist, um es dem Fremden vorzusetzen?" — Dabei fiel ihm jedoch ein, daß er gekommen sei, um die Sitten des Landes zu studiren, und nicht, um sie zu corrigiren, und schrieb daher in sein Tagebuch: „In England gibt es nie frisches Brod!"

Nach dem Frühstücke machten wir uns auf, um die Stadt zu besehen. Als wir auf die Straße kamen, waren wir mutterseelenallein; es ging, fuhr, ritt kein Mensch vorüber. Wir setzten unsern Weg fort, aus einer Straße in die andere; nirgends Jemand. Es war, als ob wir uns in einer Wüste befänden. Walter, der sich nur dessen erinnerte, was ihm die junge Engländerin empfohlen, band mich mit dem Taschentuche an seinen Arm.

„Laß Dich nur nicht todt treten im Gedränge," sagte ich zu ihm.

Wir hatten uns mit einem Reisehandbuche, einem Wegweiser durch London, einem Katalog der Sehenswürdigkeiten und einem Plane der Stadt versorgt, um uns in den Straßen nicht zu verirren.

Als wir nach dem Tower kamen, um ihn zu besehen, fanden wir alle Thore und Pforten daselbst verschlossen. Wir begaben uns daher nach den berühmten Docks, wo Schiffe aus allen Meeren liegen, aber die Docks waren zugesperrt, wie der Tower.

„Wahrscheinlich," sagte ich zu Walter, „bekommen Ausländer diese Merkwürdigkeiten nicht ohne besondere Empfehlungsbriefe zu sehen." — Wir hatten nun aber einen solchen Brief an einen vor-

nehmen Engländer, und es gelang uns endlich nach vielen Mühseligkeiten, mit Hülfe unseres Plans seine Wohnung zu finden. Vor seiner Thür angekommen, sahen wir, als wir in die Höhe blickten, die Köpfchen von drei oder vier jungen Damen hinter einem Fenstervorhange. Sie lasen in einem Buche, das einer Bibel ähnlich sah.

„Das verspricht uns eine angenehme Unterhaltung," sagte ich zu Walter. Ich hob den Klopfer an der Thür und that aus Discretion nur einen einzigen Schlag. Man ließ uns eine Viertelstunde warten. Das war eben nicht sehr höflich. Endlich wurde geöffnet.

„Sir Howdeda?" sagte ich zu dem gepuderten Lakaien, der uns mit seiner langen Figur den Weg versperrte.

„Nicht zu Hause," erwiederte er, — „Niemand zu Hause!"

Das war noch unhöflicher, denn es war erlogen.

Zufolge der Notizen, die wir unserer kleinen Engländerin verdankten, begaben wir uns nun nach den Parks, um die Equipagen vorüberfahren zu sehen. Ja, Bäume sahen wir genug, aber Equipagen gar nicht. Bäume sind immer hübsch anzusehen, also sahen wir die Bäume an. Dann gingen wir nach den Straßen zurück, in der Hoffnung, man würde nun die Läden öffnen, aber die Läden wurden nicht geöffnet, und Walter schrieb in sein Tagebuch: „In England gibt es Monumente, man bekommt sie aber nicht zu sehen; Läden, sie bleiben aber geschlossen."

„Träumen wir denn?" fragte er mich. — „So lange pflegen Träume doch nicht zu währen!" setzte er ungeduldig hinzu.

„Bah," sagte ich, „man hat schon schlimmer geträumt; Träume unterliegen keiner Regel. Dante erzählt, er sei erst im drei und dreißigsten Jahre aufgewacht, in mezzo del cammin di nostra vita, mitten auf dem Wege des Lebens, bis dahin sei Alles für ihn nur ein Traum gewesen. Voltaire behauptet, den zweiten Gesang der Henriade geträumt zu haben.

Unterdessen wurde es Abend, und da wir nicht wußten, was wir beginnen sollten, so richteten wir unsere Schritte nach dem Drurylane-Theater. — „Wir wollen in das Parterre gehen, um die Sitten des Volks besser beobachten zu können," sagte Walter. — Nun warteten wir am Eingange, bis die Casse geöffnet würde. Nach zwei Stunden waren wir noch die Einzigen, die darauf warteten. Niemand kam. Ich stieg auf einen Prallstein, um zu sehen, ob ich nichts entdeckte.

„Schwester Aennchen! siehst Du nichts?" fragte Walter.

„Nichts!" sagte ich.

Da es nun keinen Anschein hatte, als ob je geöffnet würde, so schrieb Walter in sein Tagebuch: „In London sind Theater, aber es wird nicht darin gespielt."

Nun tappten wir mit Hülfe unseres Wegweisers nach dem Hotel zurück. Ich forderte ein Journal, man brachte mir das vom vorigen Tage. Es gab kein anderes.

„Schreib in Dein Tagebuch," sagte ich zu dem Freunde, „in England kommen die Journale nur am vorigen Tage heraus."

Wir hatten nichts gesehen; auch waren wir sehr müde.

„Laß uns nach Boulogne zurückkehren," sagte Walter; „wir wollen unserer kleinen Engländerin schöne Dinge von London erzählen, auch finden wir dort unsern Halbgehirnten wieder, der sehr wohl wußte, warum er nicht mit uns reisen wollte."

Das Dampfboot fuhr am andern Morgen früh um fünf Uhr ab; wir packten unseren Koffer wieder, tranken Thee und legten uns zu Bett.

Am andern Morgen tranken wir Thee und schifften uns ein.

Wir landeten in Boulogne und tranken wieder Thee. Unsere hübsche kleine Engländerin von vorgestern war auch da und trank Thee, wie wir.

„Nun," sagte sie triumphirend, „wie gefällt Ihnen London?"

Walter theilte ihr sein Tagebuch mit. Da antwortete sie: „Was ist heute für ein Tag?"

Walter wußte es nicht. — „Heute ist Montag," sagte der aufwartende Kellner.

„Montag!" rief sie, — „Montag!!!" Dann fing sie so herzlich anzu lachen, daß wir mit einstimmen mußten, obgleich wir deutlich sahen, daß es auf unsere Kosten geschah.

„Worüber lachen wir?" fragte Walter.

„Ich weiß es nicht," erwiederte ich.

„Worüber lachen wir denn?" fragte er nun die junge Engländerin.

Sie lachte noch immer. Endlich aber sagte sie zu uns: „Sie sind an einem Sonntage in London gewesen. An einem Sonntage aber feiert in London, wie in ganz England, Alles. Sie haben kein frisches Brod bekommen, weil in der Nacht zum Sonntag nicht gebacken wird; Sie fanden Niemanden auf der Straße, weil man Sonntags, ausgenommen um die Kirchenzeit, zu Hause bleibt und in der Bibel liest. Sonntags sind die Läden geschlossen und der Zutritt zu den öffentlichen Gebäuden wird nicht gestattet. Sonntags gibt es nur Sonnabendszeitungen."

„Aber," fragte Walter, „brauchen denn die Thüren, an die man klopft, eine Viertelstunde, um geöffnet zu werden, und wenn sie geöffnet sind, läßt man den Fremden nur des Sonntags draußen und schlägt sie ihm wieder vor der Nase zu?"

„Wie haben Sie denn an die Thüre geklopft?" erwiederte sie.

„Nun," entgegnete Walter, „wir haben geklopft, wie man eben zu klopfen pflegt, einen Schlag, gerade so viel, als man brauchte, um gehört zu werden, und das wollten wir auch."

„Einen Schlag, mein Herr," sagte die junge Miß, „einen einzigen nur! Da hat man Sie für Bediente gehalten. In England thun nur die Lakaien einen einzigen Schlag an die Thür, ein anständiger Gentle-

man thut deren aber sieben oder acht, und die Zahl der Schläge steht im genauen Verhältnisse zu dem Range und der Respectability Derjenigen, die Visite machen. In den Werkeltagen müssen Sie London sehen, Sie haben es nicht gesehen, kehren Sie nur nach London zurück."

„Nein," sagte Walter, „wenn ich nach London zurückkehrte, so würde ich doch nur ein Kapitel zur Anatomie der Melancholie des Doctor Burton, Ihres Landsmannes, hinzufügen."

Darauf nahm er sein Tagebuch und schrieb hinein: „Alles, was ich von London gesagt habe, ist wahr — einmal wöchentlich, Sonntags" —

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Fernere Reise-Erfahrungen.

Während unserer weiteren Reise zogen die Tage ohne Abenteuer an uns vorüber.

Wenn Du, lieber Leser, klüger als wir, jedesmal, wo Dich die Reiselust anwandelte, Dich mit dem Spruche des Weltweisen tröstetest: „Es ist besser, es zu glauben, als nicht zu glauben, ohne es zu sehen," so bist Du eben so weit gekommen, als wir auf unserem Zuge durch die Welt, denn die ganze Ausbeute und Frucht unserer Wanderungen war auch nur Folgendes.

Auf der ganzen Oberfläche der Kugel, die die Erde heißt, gibt es sieben hundert acht und dreißig Millionen Einwohner, Menschen genannt, ob aber eben so viel Seelen, steht noch in Zweifel. Die Erde wird in fünf Welttheile getheilt, weil die Menschen so lächerlich sind, die Erde für die Welt zu halten, und von den andern vier Welttheilen unterscheidet sich Europa dadurch, daß es der kleinste ist. Europa bietet aber Folgendes dar:

In Dänemark — eigentlich nichts, aber in Island, das dazu gehört: Vulkane, Eiderdaunen und heiße Quellen.

In Norwegen und Schweden: Gebirge, Fichten und Tannen und in Norwegen allein keinen Adel.

In Rußland: Häuser von Backsteinen und Paläste von Gyps Pelzwerk, Juchten und die Knute.

In Holland: Sümpfe, Landseen, Windmühlen, Tulpen, Heringe, Tabaksspinnereien, Thonpfeifen, Papier, Gemälde und Häuser, die so oft von den Einwohnern gereinigt und gescheuert werden, daß man glaubt, sie seien eigentlich nur deswegen aufgebaut.

In Belgien: Ebenen, Spitzen, Steinkohlen, Buchdrucker, Buchhändler und kaum ein einziges dort geschriebenes Buch.

In Deutschland: 39 Staaten verschiedener Größe, die sich für unabhängig von einander halten, Schinken, Glaswaaren und überall in den kleinen Städten mehr Gelehrte als nöthig und mehr Philosophen als Denker.

(Diese Bemerkung rührt von dem Halbhirnigen her, sie kam uns etwas leichtfertig vor, da er aber in seiner Eigenschaft als Philosoph behauptete, Deutschland sehr genau zu kennen, so mußten wir sie gelten lassen, wollten wir es nicht ganz mit ihm verderben.)

In Polen: strenge Winter, Haiden, große Wälder und traurige Erinnerungen.

In Ungarn: Edelleute, Edelsteine, Schafe, Schweine, Haiducken und Blutegel.

In der Schweiz: Abgründe und Gletscher, auf deren Spitze man oft grüne Bänke, grüne Tische, fertigen Kaffee, Engländer und herrliche Aussichten findet.

In Irland: O'Connell, Repealers, Kartoffeln und seit der neuesten Zeit Mäßigkeitsvereine.

In Schottland: die etwas dicht gewordenen Nebel Fingals und Ossians.

In Spanien: Oliven, Mandeln, Orangen, Citronen, Schafe, Maulthiere, Stiere, Verliebte, Guitarren, heiße Winde und Bürgerkrieg.

In der Türkei: Bienen, türkischen Tabak, Pfeifenröhre, Bernsteinspitzen, schöne Waffen, die Pest, Roßschweife, Feuersbrünste, Paschas, Griechen, Juden, Armenier, Corinthen und herrenlose Hunde.

Lauter Dinge, wie man sieht, die uns jeder gute Abriß der Erdkunde eben so vortrefflich hätte lehren können, als unsere eigene Anschauung es gethan.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ein italienischer Räuber.

Das Land, welches wir allen übrigen vorzogen, war und blieb Italien, das trotz seinen Bewohnern und Herrn Nicolai immer ein göttliches ist.

Wir sahen daselbst Zollbeamte, Polizei-Commissarien, Büffel mit tückischen Blicken, Reiß, Mais, Marmorblöcke, Säulen von allen Farben, wüst liegendes Land, Strohhüte, Fabriken von Antiquitäten, Maler und Reisende aus allen Himmelsstrichen, Abates und Monsignors, Virgils Grab, das Capitol, antike Theater, kurz, überall die Spuren einer großartigen Vergangenheit — und einen Räuber, den eine starke Schaar Sbirren nach der benachbarten Stadt führte.

Es war ein schöner Mann von brauner Gesichtsfarbe und mit schwarzem lockigen Barte. Er hatte zu gleicher Zeit den festen und sanften Blick, welchen der arme Leopold Robert seinen Schnittern und Fischern zu verleihen pflegte. Da er nun noch obendrein in Ketten einherging, so konnte man nicht leicht einen schönern Räuber sehen, und wir betrachteten ihn daher mit großem Interesse. Als wir still standen und seine Begleiter über ihn befragten, erfuhren wir zu unserm größten Bedauern, daß dieser stattliche Bandit unfehlbar würde gehängt werden, weil er ein Dutzend Mordthaten und entsetzlich viel Diebstähle auf der Seele habe. Er hieß Carlo Ferri und war der Hauptmann einer sehr gefürchteten Bande.

„Aber wer zum Teufel hieß Ihn Räuber werden?“ sagte der Halbhirnige verdrießlich zu ihm; „das ist ein mühseliges Handwerk.“

„Ich verlor meine Aeltern frühzeitig,“ erwiederte er uns, „sollte Geistlicher werden und hatte keine Lust dazu, lief also aus der Schule und in die weite Welt. Da ich nun aber nichts zu essen hatte und mich schämte zu betteln, so wurde ich Dieb; Bettler sind Leute, die nicht zu stehlen wagen. Nachdem ich gestohlen hatte, um nicht zu betteln, mordete ich, um zu stehlen. Das hat mich so weit gebracht; that ich Unrecht,“ sagte er, ein Kreuz schlagend, „so werde ich beichten und der Hölle entgehen, obgleich leider nicht dem Strick. Dies beweist,“ setzte er hinzu, indem er einen höchst melancholischen Blick auf uns warf, „daß es weit gefährlicher ist, ein Dieb, als ein ehrlicher Mann zu sein, und daher gibt es auch wahrscheinlich so viele ehrliche Leute und so wenig Diebe.“

„Signor Carlo,“ sagte ihm Walter, „Ihre Philosophie ist gefährlicher, als Ihre Flinte. Sie werden nicht den Strick stehlen, der Ihnen bestimmt ist.“

„Das wird also das Einzige sein, das ich nicht gezwungen würde zu stehlen.“

„Gleichviel,“ bemerkte der Halbhirnige, „der schönste Sohn Italiens hätte sich nicht einem so schimpflichen Tode aussetzen sollen.“

„Ich bin kein Italiener,“ versetzte der Räuber, und drehte uns verächtlich den Rücken.

Einer der päpstlichen Soldaten, der zu der Escorte gehörte, erzählte uns nun, zu unserem größten Erstaunen, daß Carlo Ferri das Licht der Welt zu Wäschenbeuern im Jaxtkreise des Königreichs Würtemberg erblickt habe und eigentlich Johann Friedrich Säbelmeier heiße. Diesen Namen aber habe er seinen Kameraden zu Gefallen mit dem italienischen Carlo Ferri vertauscht. Daraus folgt, daß der schönste Italiener, den wir in Italien sahen, kein Italiener, sondern ein Schwabe war.

„Wohin man auch geht," sagte der Halbhirnige, „und wäre es in den Mond, der, wie neuere Forschungen bewiesen haben, anstatt ein Gestirn des reinsten Lichtes zu sein, nichts als ein trüber, glanzloser Ball, gleich unserer Erde, ist — jeder Schritt deckt doch eine Lüge auf."

Dreissigstes Kapitel.

Sitten und Politik.

Was nun die Sitten der verschiedenen Völker betrifft, die wir besuchten, so sind sie überall dieselben: überall reißt man ein und baut wieder auf, und aus Mißbräuchen entstehen Mißbräuche, weil es weit leichter ist, ein Uebel zu erdulden, als es zu bekennen. Ferner wird überall dem, der hat, gegeben, und dies ist ganz natürlich, denn zu einer Zeit, wo der Reichthum das Recht gibt, zu Nichts tauglich zu sein, wo man geehrt und gehoben wird, nicht weil man der Beste, sondern weil man der Wohlhabendste ist, da wird die Armuth zum Laster.

Daher ist auch das Geld der einzige Gott in der Welt, der alle anderen Götter aus derselben verjagt hat, sogar die Liebe. Macht die Liebe Wehen, so macht das Geld Ehen, und die jüngsten Herzen verstehen zu rechnen.

Was die Politik betrifft, so sind die Bezeichnungen verschieden, aber die Resultate dieselben. Die constitutionellen Regierungen unterscheiden sich dadurch von den absoluten, daß sie, anstatt ohne Umstände und wie es ihnen gefällt zu handeln, die Repräsentanten des Landes berufen und diese um Rath fragen, dann aber doch thun, was sie wollen.

Uebrigens hat ein weiser Mann, Montesquieu nämlich, schon vor langen Zeiten folgende Definition von einem constitutionellen Könige gegeben: „Ein Fürst, der auf einem unerschütterlichen Throne niemals bequem sitzt,“ und diese Definition hat sich fortwährend als richtig bestätigt.

Einunddreissigstes Kapitel.

Meeresfahrt.

Wir befanden uns am Ufer des Meeres, ein stattliches Schiff zeigte sich unserem Blick. Von demselben löste sich ein leichter Nachen ab und gleitete auf uns zu, von einem einzigen Ruderer gelenkt. Dieser winkte uns.

„Laß uns hin,“ sagte ich zu Walter.

Plötzlich kam ein junges schönes Weib, das ein Felsen unserem Blicke verborgen hatte, uns entgegen. Es war in Trauer gekleidet.

„Wenn Du eine Gattin, wenn Du ein Kind hast,“ sagte sie zu mir, auf ihr schwarzes Gewand deutend, „wenn Du nicht allein auf der Welt bist, wenn Du liebst, das heißt, wenn Du anderswo liebst, als in Dir selbst, wenn es einen Ort auf der Erde gibt, wo man Dich erwartet, so wage Dich nicht auf die See.“

„Ich werde mich nicht einschiffen,“ sagte ich zu Walter.

In diesem Augenblicke drangen harmonische Gesänge von dem schönen Schiffe wie eine himmlische Musik in süßen und schmeichelnden Klängen zu uns. Die Morgenröthe stieg aus dem Schooße der Wellen, vor ihrem strahlenden Gestirn verschwanden die Nebel der Nacht, unbegrenzt öffnete sich der Himmel unsern Blicken. Der Nachen lag zu unsern Füßen, von der friedlichen Woge getragen.

Wer den Abgrund beschaut, gehört ihm an. Schon hatten wir das feste Land verlassen und ein ruhiges Lüftchen trieb unsern Kahn dem schönen Fahrzeuge zu.

Auf dem Hintertheile desselben sah man mit ausgezeichneter Kunst die Geschichte aller berühmten Seefahrer, welche es zu den Entdeckungen, die die Welt erweitert haben, getragen, und die bedeutendsten Ereignisse dieser Entdeckungen in halb erhabener Arbeit dargestellt. Die Segel waren von einem so feinen und doch so festen Gewebe, so durchsichtig und so undurchdringlich, daß sie sich mit dem Winde vermischten, dessen Farbe sie hatten, ohne den leisesten Hauch desselben zu verlieren.

Grün und goldene Wimpel, welche die Hand einer Fee allein gestickt haben konnte, flatterten über jedem seiner Maste, welche, so groß sie auch waren, aus der Werkstatt eines Juweliers gekommen zu sein schienen, so kostbar waren sie verziert und eingelegt. In dem Tauwerke, das durchgängig aus Fäden von Seide, Gold und Silber gewirkt war, flatterten mit ausgebreiteten Flügeln kleine Engel, die eben so anmuthig wie genau den Dienst der Matrosen versahen.

Die Passagiere hatten sämmtlich das stolze und edle Ansehen, welches Denen eigenthümlich ist, die ein großes Geschick erwartet, und die übrigen Matrosen glichen sämmtlich verkleideten Prinzen.

Auf dem Verdecke stand, in ein tausendfarbiges Gewand gekleidet, einen Arm nach uns ausgestreckt, als ob wir erwartete Gäste seien, mit fliegenden Haaren, von seinen eben so anmuthigen Gefährten umgeben, ein Weib, was sage ich, eine Göttin mit himmlischem Lächeln. Frische Blumen kränzten ihr Haupt, auf ihrer Stirn glänzte ein Stern und an ihrer Brust schlummerte ein Kind, schön wie die Liebe, wenn es nicht die Liebe selbst war.

„Ich bin die Hoffnung," sagte sie, „seid willkommen."

„Die Hoffnung!" rief Walter bestürzt, einen mißtrauischen Blick auf sie werfend.

„Die Hoffnung,“ bemerkte der Halbhirnige, „das heißt die Schwester des Schlafes, der sie unterbricht, und des Todes, der sie endigt.“

Kaum hatten wir den Fuß auf das Zauberschiff gesetzt, als ein günstiger Wind dessen Segel schwellte und wir nach unbekannten Regionen getragen wurden.

Also sangen die lustigen Matrosen:

„Hoffnung ist es, die die immer traurige Gegenwart durch die glänzenden Träume der Zukunft verschönt.“

„Der Augenblick ist nichts.“

„Gestern war etwas, heute ist nur der Tag vor Morgen, aber Morgen wird es so schön sein.“

„Zwischen der bezauberten Vergangenheit und der bezaubernden Zukunft, was kann die Gegenwart weiter thun, die nur ein armer Sterblicher ist, als daß sie uns von der einen zu der andern führt, selber von der Hoffnung geleitet!“

Darauf nahm eine der Jungfrauen eine Harfe und sang nun auch zu derselben:

„Wer Alles verloren hat, hat Nichts verloren, wenn ich ihm bleibe, denn ich bin es, die man die unbezwingliche Hoffnung genannt hat, die Nichts niederschlägt und welche Alles überlebt.“

„Durch mich erträgt man das Leben.“

„Durch mich sucht man den Tod, denn die Zeit selbst gehört mir und ich bin, was Jedem fehlt.“

„Meine Schwester ist die Täuschung, die mit göttlichen Gesängen alle menschlichen Leiden in Schlummer lullt, aber mein Feind ist die Wahrheit, welche mit ihrer rauhen Stimme sie wieder aufweckt.“

„Die Wahrheit ist der Feind der Menschen.“

„Wenn der Landmann, müde die immer undankbare Erde zu lockern, erschöpft seinen Pflug fahren läßt, so zeige ich ihm die reife Ernte und er vollendet nun die unterbrochene Furche."

„Da kommt ein Gewittersturm und zerstört Alles, aber er hat doch gehofft."

„Wenn ein Grab geschlossen wird und von dem schweren Stein nun alles bedeckt scheint, was Du geliebt hast, alle Deine Freuden, so bin ich's, die diesen Stein wieder aufhebt und sie unter demselben wieder hervorschlüpfen läßt, die Dir auf jeden Fall Tröstung bringt — meine Schwester, die Vergessenheit."

„Die Vergessenheit, die Dich ohne Reue untreu macht."

Das Schiff durchschnitt noch immer die geduldige Fluth, aber die Jungfrau sang nicht mehr und die Matrosen horchten nicht mehr auf ihr Lied. Die Sonne hatte sich der Welt bemächtigt, kaum zeigte sich ein leichtes Wölkchen am Himmel, wie ein leichter Flecken auf der hellen Bläue. Die Hand auf das Steuer gelegt, beobachtete der Lootse den weiten Raum, und schien ihn zu befragen, bald darauf gab er ein Zeichen und die Barken wurden in das Meer gelassen. Die Hoffnung stieg mit ihrem reizenden Gefolge in eine derselben, sie warf uns bei dem Abschiede ein freundliches Lebewohl und ihr süßestes Lächeln zu, dann entfernte sie sich und diese Trennung war so rasch, daß wir nicht einmal daran dachten, sie zurück zu halten. Lange folgten wir mit den Blicken den Segeln, welche sie dem neuen Ufer zutrieben, aber sie sollte nicht wiederkehren und der Blick, den sie uns bei dem Abschiede zugeworfen, war ihr letzter gewesen.

Als die Barke ganz verschwunden war und wir wieder unsere Umgebungen betrachteten, hatte sich alles um uns her verändert. Wie die Hoffnung schien auch selbst die Sonne uns verlassen zu haben, Wolken häuften sich über uns, und unser Schiff glich allen übrigen Schiffen.

Lange folgten wir mit den Blicken den Segeln.

Zweiunddreissigstes Kapitel.

Sturm.

„Ich weiß nicht, was Ihr schwatzt," sagte der Halbhirnige, „aber diese Matrosen sind immer arme Matrosen gewesen und diese Passagiere gute Leute, welche jetzt ihre Reiselust verwünschen. Das Verdeck war auch immer so, wie Ihr es jetzt seht, nämlich zerbrechlich, die Sonne war allerdings aufgegangen, das geb' ich Euch zu, aber der Sturm hat sie verhüllt, und wenn Ihr Euch den Lootsen genau ansehe, so werdet Ihr aus den Runzeln seiner Stirn lesen, daß wir verloren sind."

Wir waren es auch wirklich.

Die entfesselten Winde brausten durch unser Tauwerk und peitschten die Segel mit Wuth. Bald schien unser Schiff in den Abgrund gerissen zu werden, bald wurde es wieder von den empörten Wellen thurmhoch geschleudert. Die Furcht mit den bleiernen Füßen hatte Jeden in eine Bildsäule verwandelt. Niemand auf dem ganzen Schiffe rührte ein Glied, und der Tod war uns so nahe, daß Keiner auch nur ein Wort äußerte, selbst alle Klagen verstummten.

Das Krachen des Schiffes, durch dessen geborstene Planken von allen Seiten das Wasser eindrang, vermischte sich nur mit dem Getöse des Abgrundes.

Man ließ uns unser Gepäck in das Meer werfen. „Werft,“ sagte der Halbhirnige, „werft auch die Laute der Seraphim und die goldenen Anker hinein; vergeßt weder die Wimpel noch die Kränze, und wenn Ihr alles hineingeworfen habt, so packt Eure letzten Hoffnungen ebenfalls ein und gesellt sie zu den übrigen.“

„Freut Euch doch, — sagte er ferner — wie Ihr da seid; Ihr sterbt fern von Allem, was Ihr liebt, Eure Freunde würden Euch eine Stunde früher und schlechter sterben machen.“

Und armen Teufeln, welche verzweifeln wollten, rief er zu: „Der Sturm ist ein Straßenräuber, der sein Handwerk vortrefflich versteht. Nicht Jeder kann glücklich in den Hafen einlaufen; was sollte aus der Erde werden, wenn der Tod nicht mitunter die Wiese abmähete, auf welcher das Leben unaufhörlich seinen Samen ausstreut! Es ist eine Ueberraschung, die das Schicksal uns bereitet; wollt Ihr lieber an der Pest oder vor Hunger sterben? Betet, das Wasser wäscht nicht alle Flecken ab.“ Darauf kniete er selbst mit den Worten hin: „Das Unglück wendet Gott mehr Menschen zu, als das Glück, und man sagt, daß wir wacker sind.“

Wir gedachten einen Augenblick, das Schiff zu verlassen, aber der Halbhirnige weigerte sich. „Ich sterbe hier eben so wohl wie anderswo,“ sagte er; „warum soll man sich denn so entsetzlich viel Mühe geben, um zu leben!“ Plötzlich ließ sich ein furchtbares Krachen hören. Walter, den seine Kaltblütigkeit keinen Augenblick verlassen hatte und der das Schiff gerettet haben würde, wenn es möglich gewesen wäre, faßte mich bei der Hand; ich fühlte undeutlich, daß der Boden unter meinen Füßen wich, und verlor die Besinnung.

Als ich die Augen wieder aufschlug, trieben Walter und ich allein im Sturme auf dem wüthenden Meere herum. Von unserem Schiffe war nichts übrig geblieben, als der Mast, an den ich mich wahrscheinlich durch Walters Vermittelung klammerte. „Meiner Treu’,“ sagte Wal-

Ein Donnerschlag antwortete ihm

ter, „dieser Sturm muß sich, vom Lande aus gesehen, sehr schön ausnehmen."

Ein Donnerschlag antwortete ihm.

„Marie!" rief ich.

Dreiunddreissigstes Kapitel.

Wunderbare Rettung.

In demselben Augenblicke und trotz dem rollenden Donner und dem zischenden Blitze schien es mir, als ob ich sehr deutlich hörte, daß ein bescheidener Besucher an meine Thür klopfe.

Dieses unmögliche Geräusch, welches sich in einem solchen Augenblicke hören ließ, erfüllte mich mit einem solchen Schrecken, daß ich Alles vergaß, den Sturm, den Abgrund, die himmelan sich wälzenden Wogen und sogar den Tod, dessen kalte Hand ich eben vorher glaubte gefühlt zu haben, um von Neuem darauf zu horchen.

Meine geistige Anspannung war so groß und ich isolirte mich so gut von jedem anderen Leben, daß ich gewissermaßen eine neue Stätte um mich her schuf, in der ich die Schläge meines eignen Herzens deutlich hören und zählen konnte.

Da vernahm ich zum zweiten Male mit unbeschreiblicher Angst das Geräusch, das es macht, wenn Jemand an die Thür klopft. Das Klopfen erinnerte mich obendrein an Walters plötzlichen Eintritt, als er mich meinen schönen Träumen und den glücklichen Tagen entrissen hatte.

Es war unbedingt eine Thür, an die man geklopft hatte, ja noch mehr, es war meine eigne Thür, an die man klopfte. Mein Ohr täuschte mich nicht.

Aber dieses Geräusch in einem solchen entscheidenden Augenblicke, das einem Manne, dem weiter nichts übrig blieb, als zu sterben, einen Besuch anzukündigen schien, dieses Geräusch, das ich vernahm und das doch nicht existirte und nicht vernommen werden konnte, woher kam es und wo war ich? Mein Verstand verwirrte sich und mein Schrecken war so groß, daß ich den Mast verließ, der mich noch vom Abgrunde trennte. Meine erstarrten Hände fanden nur noch die Kraft, sich zu falten. „Gott und Marie!“ dann ging mir der Athem aus, ich sank in eine grundlose Tiefe, mir klopfte das Blut in den Adern, Berge von Wasser bedrückten meine Brust, meine erschreckten Augen sahen riesenhafte Ungeheuer, seltsame Schöpfungen, schwimmende Wälder, neue Welten. Bald rissen mich heiße Ströme fort, bald hemmten mich Klippen von Eis. Ich war im Begriff zu sterben, was weiß ich? vielleicht war ich schon gestorben.

In diesem Augenblicke, bei dem letzten Athemzuge meines irdischen oder gar dem ersten meines jenseitigen Lebens hörte ich zum dritten Male das Klopfen an die Thür und zwar so deutlich, so bestimmt, so die hartnäckige, obwol schüchterne Ungeduld, eine Antwort zu erhalten, ausdrückend, daß ich, ohne recht zu wissen, was ich that, und ohne mir Rechenschaft davon zu geben, mit furchtbarer Anstrengung rief:

„Herein!“

Sage selbst, wohlwollender Leser, mußte ich nicht ungeheuer erstaunt sein und weit überraschter als Du, der Du dieses nur liesest, als ich plötzlich die Thür meines Zimmers sich öffnen sah, eine Thüre, von der ich doch einige hundert Meilen weit entfernt war.

Also meine Thür öffnete sich und als sie sich geöffnet hatte, ließ sie ein Männchen durch, von dem ich noch nichts gesagt habe, weil ich noch nichts von ihm zu sagen hatte.

Dieses Männchen war, wie viele kleine Leute, sehr dick, in allem übrigen aber unterschied es sich durch nichts von seinen sämmtlichen Collegen. Es war nämlich ein Schneider und hieß Kolb.

„Ich bringe Ihren Frack, Herr Franz," sagte er mit siegreicher Miene, „Herr Franz, Ihren Hochzeitsfrack;" dann setzte er bescheiden hinzu: „Ihre Beinkleider sind aber noch nicht fertig."

Gott sei Dank, ich war erwacht, ich befand mich in meinem lieben kleinen, blauen Zimmer, das dem Mariens so ganz ähnlich ist. Da hing ja vor mir das schöne Bild der Mutter Gottes, das ich nie ohne Rührung betrachten kann, und auf dem Tische stand das Bouquet von Winterveilchen und Monatsröschen, das die Geliebte mir gegeben und das ich geglaubt hatte mitzunehmen, als Walter mich mit sich fortriß; da lag ja auch meine Pfeife und der Beutel mit dem starken Canaster, den der Major mir geschenkt und dessen beizender Rauch vermischt mit den verwirrten Erinnerungen meiner früheren Reise wahrscheinlich alle die bewegten Gespenster dieser Nacht in mir erzeugt hatte. Ich war nämlich in meinem Lehnstuhle eingeschlafen und hatte hier alle jene wunderbaren Abenteuer erlebt, denen weiter nichts fehlte, als nur die Wahrheit. Es war ein Traum gewesen und zwar — ich bitte um Verzeihung — ein schlechter Traum.

Scheint Dir dieser Traum ein wenig zu lange gedauert zu haben, geliebter Leser, so erlaube mir, Dir mit dem Dichter zu sagen, daß das Leben überhaupt ein Traum ist. Der Mensch schläft ein, wenn er geboren wird, und der Tod weckt ihn erst wieder aus seinen Träumen auf. Du selbst, obwohl Du meinst, in diesem Augenblicke vollkommen wach zu sein, wenn Du nicht, was ich ganz natürlich finden würde, bei der Lectüre dieses Buches eingeschlafen bist, wirst vielleicht eines Tages gewahr werden, daß Du nur geträumt hast.

Ich aber, ich warf mich auf die Kniee, sobald meine Augen ganz geöffnet waren; ich war allein, aber ich hätte es vor der ganzen Welt gethan, ich dankte Gott, mir diese letzte Reise als Lection aufbewahrt und mich nur im Traume bestraft zu haben. Dann, da es mein neuer Rock war, den ich in Händen hielt, zog ich ihn an. Ich muß zu Kolbs Lobe bemerken, daß er mir vortrefflich saß, auch hatte ich nichts eiliger zu thun, als mich damit zu schmücken und meiner kleinen Marie zu zeigen.

Gleich mir war das Städtchen eben auch aufgewacht; ich vergesse nie, mit welchem Vergnügen ich den ersten Bekannten wieder sah. Es

war der Storch auf dem Hause meines Nachbars gegenüber, des Faßbinders; ich kann nicht beschreiben, welche Freude es mir machte, die alten guten Gesichter meiner Freunde zu erblicken. Alles schien mir ein festliches Aussehen zu haben.

Auf dem Wege zu Marien traf ich den Major, der mir zwei gute Nachrichten mittheilte, nämlich daß meine Hochzeit am folgenden Tage stattfinden solle und daß mein lieber theurer Freund Walter, nicht der Walter meines Traums, sondern der wirkliche, angekommen sei.

„Unser Hochzeit war prächtig."

Fünfunddreissigstes Kapitel.

Hochzeit und Schluß.

Unsere Trauung fand ein Stündchen von der Stadt in einer kleinen, hübschen Dorfkirche statt, wo sich seit undenklichen Zeiten alle diejenigen Paare hatten einsegnen lassen, denen es daran gelegen, in der Ehe glücklich zu sein. Auf dem Zuge dahin sagte der alte Major, den ich noch nie in so guter Laune gesehen, zu allen jungen Männern und Mädchen, die uns begleiteten: „Seht Euch diesen Weg wohl an, meine Kinder, und wie ehemals der kleine Däumling im Walde, bestreuet ihn mit weißen Kieseln und guten Erinnerungen, um sicher zu sein, ihn wieder zu finden, denn es ist ein Weg, den Ihr gewiß einmal gern zurücklegt.“

„Amen,“ erwiederten die jungen Männer ganz laut.

„Amen,“ flisterten einige junge Mädchen ganz leise.

Unsere Hochzeit, sagt man, war prächtig, sie dauerte drei volle Tage. Man tanzte, man war lustig, man jubelte und lärmte und lachte, wie man immer bei Leuten zu thun pflegt, die sich eben verheirathet haben. Endlich aber, Gott sei Dank, begab sich jeder wieder in sein Haus zurück.

Ich schließe hier, lieber geneigter Leser. Man bedarf hundert Seiten, um ein Leid zu schildern, aber das Glück läßt sich nicht erzählen und

man soll es auch nicht thun wollen. Es geht damit wie mit einem Geheimniß; wer schweigt, bewahrt es am besten.

Ich liebte Maria und war nun ihr Gatte; da hast Du zugleich die Fortsetzung und den Schluß meiner Geschichte.

Als Walter wieder von uns Abschied nahm, zeigte er auf den Horizont, der sich unendlich vor uns ausdehnte. „Lieben Freunde“ — sagte

er — „die Welt ist so groß, daß es hart ist, sich allein darin zu befinden; darum heirathet man auch wahrscheinlich und es ist das Vernünftigste, was man thun kann. Der Name Gattin ist der schönste, den man einer Geliebten geben kann, und die Liebe, deren älteste Schwester die Pflicht ist, bleibt die beständigste, denn wenn die Eine schlummert, wacht die Andere, damit der Ehre nichts Böses widerfahre. Ihr seid nun vereint und in der glücklichsten Lage, denn wie man auch das Glück suchen möge, hier findet es sich allein. Pflegt Euer Glück und möge sich nie ein Wurm der Blüthe Eures Lebens nahen; das Glück bedarf der Pflege. — Nichts ist betrübter, als es zu verlieren.

„Du, Franz! blicke fortan vorwärts und nicht rückwärts. Keine Reisen mehr. Vergiß nicht, daß die Liebe häufig stirbt, weil man nicht eben so bemüht war, sie zu erhalten, wie man bemüht war, sie einzuflößen."

Darauf drückte er dem alten Major, dessen Liebling er war, die Hand, versprach uns bald wieder zu kommen und nahm zärtlichen Abschied von uns.

Dann — seinem Schicksal gehorchend,

„Zog er dahin, wie er gekommen war."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

„Ich bringe Ihren Frack, Herr Franz.“

Vierunddreissigstes Kapitel.

Das Leben, ein Traum.

„Was Teufel ſagen Sie mir!“ rief ich unwillig aus; „hier handelt es ſich wol um Rock und Beinkleider. Reden Sie mir von der Hoffnung, Kolb, und von dem untergegangenen Schiffe und von Walter und vom Tode und von Seeungeheuern und von der zertrümmerten Welt und von Marien, die ich vielleicht auf immer verloren habe!“

Hier nahm Kolbs Geſicht einen ſonderbaren Ausdruck an, und ſtatt mir zu antworten, ſah er nach der Thür, offenbar in der Abſicht zu entfliehen. Ich hinderte ihn aber daran, indem ich ihn bei dem Arme packte und ihm zurief: „Kolb, lieber Kolb, um Gottes willen ſagen Sie mir die Wahrheit. Wo ſind wir, wo kommen Sie hieher und haben wir nicht hundert Fuß Waſſer über dem Kopf?“

Aber Kolb war schon sehr weit. Er hatte sich mit Gewalt losgerissen und mir vorher meinen neuen Rock auf den Arm gelegt.

„Herr Franz ist verrückt,“ schrie Kolb auf der Treppe.

Allmälig hatte mein Blut wieder einen regelmäßigen Kreislauf bekommen. Die kalte Luft, die durch die Thür eindrang, schlug mir ins Gesicht und weckte meine Lebensgeister. Ich blieb noch eine Zeitlang in dem Zustande, der weder Wachen noch Schlaf ist, dann wurde mein Blick wieder ganz hell.

Ich blieb eine Zeitlang zwischen Wachen und Schlafen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Grein-